

Grosse Ambitionen
Wie das Reusshaus mit seinem Ausbildungsangebot die Kirche erneuern will. **HINTERGRUND 3**

Tsitsi Dangarembga
Die diesjährige Trägerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Interview. **DEBATTE 4**



Foto: Shutterstock

Schmerzhaftes Urteil
Was eine Anklägerin betet, wenn ein Kriegsverbrecher mit einer milden Strafe davonkommt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 15/August 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Immer wieder kann etwas schiefgehen

Gesellschaft Das Leben mit dem neuen Virus ist die neue Normalität. Wie ist damit umzugehen? Was verändert sich? Ein Philosoph und ein Epidemiologe ziehen Lehren aus der Pandemie.

Das Schlimmste scheint vorbei zu sein. Das Coronavirus hat zumindest hierzulande seinen Schrecken verloren. Zwar gibt es neue Mutationen, Ungewissheiten auch, Regionen mit steigenden Zahlen. In Spitälern aber ist der Notstand vorbei, ein Aufatmen geht durchs Land.

Die gesunde Distanz

Das sieht auch der Philosoph Wilhelm Schmid so. Der Deutsche zeigt sich zuversichtlich: «Es ist ein absolutes Novum in der Geschichte, dass wir auf eine solche Bedrohung so schnell reagieren konnten.»

Und jedes Mal habe die Menschheit gelernt, bei der Pest, der Cholera und anderen Seuchen. «Wir werden auch aus der Corona-Krise lernen – unter anderem, dass wir mit etwas viel Grösserem zurecht kommen werden: der Klimakrise.»

Ausserdem glaubt der Philosoph, die Menschen hätten im Umgang

mit der Pandemie erkannt, dass es «keinen Sinn hat zu negieren, dass es eine Krise gibt».

Schmid hat weitere Gründe für seine Zuversicht: «Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können, einfach zu umarmen.» Zwar habe die Pandemie gezeigt, dass die digitalen Hilfsmittel manches erleichtern. Doch zentral sei «die Erkenntnis, dass auch Nicht-Digitalisierung eine wichtige Sache ist», hält der Philosoph fest. Dieses Phänomen hat auch er erst jetzt ganz bewusst entdeckt: «Ein wirkliches Konzert etwa erzeugt eine ganz andere Energie als eine Übertragung.» Atmosphäre entstehe durch physische Präsenz.

Dass es schwierig wird, nun wieder zur Normalität zurückzukehren, glaubt Wilhelm Schmid nicht. «Wir tun es einfach», sagt er. So geht der Philosoph wieder ins Café. Doch dorthin nimmt er das Wissen mit,



Wird alles wieder wie früher, oder bleibt die neue Realität scheps? Touristinnen in Pisa.

Foto: Christian Aeberhard

«Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können.»

Wilhelm Schmid
Philosoph

dass immer etwas schiefgehen kann. Und dass es hilft, sich zurückzunehmen, alles aus Distanz zu betrachten. «So merken wir, dass wir uns einer alles umfassenden Instanz anvertrauen können.»

Sich am Möglichen freuen

Der Epidemiologe Marcel Tanner teilt diese Zuversicht. Grosse Schritte seien getan, erklärt der Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Zwar steige die Zahl der Ansteckungen nun wieder, «die gute Nachricht ist aber, dass jene der Hospitalisationen und Sterblichkeit

tief bleiben». Entscheidend sei, die Lage zu überwachen, Ausbrüche rasch zu identifizieren und gezielt zu reagieren. Deshalb seien Maskenpflicht im öffentlichen Raum und Verkehr, Hygiene und Abstandhalten weiterhin wichtig.

Die neue Normalität werde anders sein, sagt Tanner. Der Respekt werde bleiben. «Und wir sollten es nicht als Diskriminierung sehen, wenn wir ein Konzert nur getestet, geimpft oder genesen besuchen können.» Wichtig sei die Freude an dem, was möglich sei, betont der Epidemiologe. **Marius Schären**



Foto: zvg

«Als Künstlerin brauche ich neue Impulse»

«Endlich kann ich wieder Freunde treffen. Zum Reden, Essen, Umarmen. Unterwegs neue Kontakte knüpfen, mit meinen Bühnenpartnern proben und auf der Bühne stehen. Noch gibt es wenige freie Termine, um vor Publikum zu spielen, das ist sehr schade. Viel zu Hause zu sein, hat seine schönen Seiten, aber als Künstlerin brauche ich neue Impulse. Erst durch den Kontakt mit den Menschen macht das Leben richtig Spass.» **Aufgezeichnet: ki**

Dodo Hug, Singer-Songwriter, Comedienne



Foto: Anja Zurbrugg/Insel-Gruppe

«Weniger Programm ist mehr Musse»

«Ich freue mich auf den Moment, in dem ein Händedruck nichts Verbotenes mehr sein wird. Darauf, dass wieder ohne Angst Berührungen möglich sein werden, um einfach Menschlichkeit zu leben. Und ich freue mich sogar darauf, dass ich im Bettenhochhaus wieder länger auf den Lift warten darf, weil viele Angehörige das Spital beleben. Privat versuche ich etwas aus der Krise mitzunehmen: Weniger Programm ist mehr Musse.» **Aufgezeichnet: mar**

Kaspar Junker, Spitalseelsorger



Foto: zvg

«Ich freue mich auf die Gemeinschaft»

«Auf das gemeinsame Feuermachen und Kochen im Wald freue ich mich sehr. Bis anhin mussten die Kinder ihr Essen selbst mitnehmen, sogar die Würste durften wir nicht mehr für sie einschneiden. Nun ändert das. Auch die Lager können wieder stattfinden. Die Gemeinschaft hat mir in der Zeit der Pandemie am meisten gefehlt. Auch viele meiner besten Freundinnen sind im Cevi, so waren meine Kontakte privat sehr eingeschränkt.» **Aufgezeichnet: neh**

Jana Spiess, Cevi-Leiterin



Foto: Thomas Meyer

«Das Sägemehl hat mir schon sehr gefehlt»

«Während der Lockdowns hielt ich mich oft im Krafraum fit. Kein Vergleich zum Schwingen! Jetzt habe ich meinen ersten Festkransiegeleerungen, leider ohne Publikum am Innerschweizer Schwingfest. Nach einer derart langen Zeit wieder an einem wichtigen Wettkampf im Sägemehl zu stehen, war trotzdem toll. Umso mehr freue ich mich auf das erste Schwingfest mit wenig Publikum, das Kantonale Luzernische Ende September.» **Aufgezeichnet: ca**

Joel Ambühl, Maurer und Schwinger



Foto: zvg

«Die kleinen Chilbis sind Lichtblicke»

«Weil ich nun geimpft bin, kann ich Menschen wieder unbeschwert begegnen, Freunde vermehrt ohne Maske sehen. Endlich ist diese Leichtigkeit im sozialen Miteinander wieder da, das ist wahnsinnig schön! Auch gibt es nun an vielen Orten kleine Chilbis, sie sind Lichtblicke für Schausteller, denn Grossveranstaltungen gibt es noch keine. So kann ich Gemeindeglieder im Einsatz besuchen, das freut mich besonders.» **Aufgezeichnet: ck**

Eveline Saoud, Chilbi-Pfarrerin

Hilfe und Gebete für die Opfer der Flut

Unwetter Vertreterinnen und Vertreter der Kirchen in Deutschland zeigen sich bestürzt über die Folgen der Überschwemmungen, die Teile Deutschlands heimgesucht haben. «Es gibt Katastrophen, die übersteigen unser Verstehen und Begreifen», schreibt Thorsten Latzel, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, auf Facebook. Er bete für Betroffene sowie Helferinnen und Helfer. Kirchengemeinden haben Initiativen zur Hilfe für Menschen gestartet, die in der Flut ihr Hab und Gut verloren haben. fmr

Bericht: reformiert.info/flutkatastrophe

Maskenpflicht im Gottesdienst bleibt

Pandemie In deutschen Bundesländern sind Gottesdienste inzwischen teilweise ohne Maske möglich. In der Schweiz gilt weiterhin die Maskenpflicht. Denn für Gottesdienste darf das Covid-Zertifikat, das eine Impfung nachweist, nicht eingesetzt werden, weil sie der Bund in die Kategorie der «Bereiche des alltäglichen Lebens» eingeteilt hat. fmr

Die südafrikanische Bevölkerung leidet

Fürbitte Wie andere afrikanische Staaten ist Südafrika von der Corona-Pandemie schwer getroffen. Die Schulen sind zu, Veranstaltungen verboten. Hinzu kommen Unruhen und Plünderungen nach dem Urteil gegen den früheren Präsidenten Jacob Zuma. Gemeinsam mit anderen kirchlichen Organisationen hat das Hilfswerk Mission 21 einen Aufruf zur Fürbitte für die Menschen in Südafrika unterzeichnet. fmr

Der Papst legt sich mit den Traditionalisten an

Vatikan Der Papst korrigiert einen Entscheid seines Vorgängers, indem er die Feier der Alten Messe stark einschränkt. Benedikt hatte 2007 den Priestern freigestellt, mit dem Rücken zur Gemeinde den Ritus zu zelebrieren. Die Hoffnung auf mehr Einheit habe sich nicht erfüllt, begründet Franziskus. Vielmehr sei die Messe «ausgenutzt worden, um Klüfte zu vergrössern». Einige Traditionalisten reagierten erzürnt. So schrieben konservative Katholiken aus den USA von einer «Kriegserklärung eines rachsüchtigen Papstes und zornigen Jesuiten». fmr

Auch das noch

Die Baustelle der Missverständnisse

Bibel Eine Arche haben sie schon in Williamstown, Kentucky. Nun wollen die Kreationisten ihren Themenpark Ark Encounter mit dem Turm zu Babel erweitern. In der Bibel illustriert der Turm die Hybris der Menschen, die buchstäblich zu hoch hinaus wollen. Gott stoppte sie, indem er «die Sprache aller Bewohner der Erde verwirrte» (1. Mose 11,9). Babel blieb eine Baustelle der Missverständnisse. Daher wäre im biblischen Bibelpark eigentlich eher eine Performance angesagt als ein eindrücklich hoher Turm. fmr



Baulicher Durchbruch in eine neue Form von Kirche, wo Kunst und Spiritualität sich treffen.

Fotos: Christian Schwager

Kunst und Glauben im Gespräch

Kirche Die Kunstkapelle in Winterthur Veltheim ist ein Experimentierraum für den Dialog zwischen Kunst und Spiritualität. Eine Zwischenbilanz nach zwei Jahren zeigt: Die beiden Domänen befruchten sich gegenseitig.

Das Initianten-Team rund um den Winterthurer Architekten Markus Jede verfolgte ein ambitioniertes Ziel: «Mit der Temporären Kapelle bei der Dorfkirche Veltheim schaffen wir eine Art Kirchenlabor, das uns ermöglicht, in der Begegnung zwischen Kunst und Kirche Neues zu erfahren und wahrzunehmen.»

Im kirchlichen Experimentieren hatten die Veltemer bereits Erfahrung. 2015 legten sie den Stimmberechtigten ein Projekt für eine «Kulturkirche» in der unternutzten Kirche Rosenberg vor, das allerdings an der Urne scheiterte.

Stattdessen wurde die Kirche Rosenberg 2015 auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise innert einem Monat zur Asylunterkunft umgebaut. Auch das war eine Initiative

der Kirchgemeinde. Im Zwingli-Jahr 2019 entstand dann die Idee, einen neuen Raum zu schaffen, wo sich Kirche und Kunst in experimenteller Form begegnen können.

Inspiration und Isolation

Der Kirchenpfleger und Architekt Jede nutzte die Überbleibsel der im Dezember 2017 aufgehobenen Flüchtlingsunterkunft als Baumaterial. Spanplatten der Flüchtlingsbehausungen wurden zu Wänden, Böden und Decken der Kunstkapelle, übrig gebliebene Dachlatten zieren als Geflecht die Aussenfassade.

Religions- und Kulturgeschichte der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte flossen zudem in die Wärmedämmung ein. 50 Freiwillige der Kirchgemeinde trugen Mu-

siknoten von Chören sowie alte Bücher und Gesangsbücher zusammen, um sie in einer gemeinsamen Aktion zu schreddern. Mit den auf diese Weise gewonnenen Papierschnipseln befüllten sie die Hohlräume für die Isolation und schufen so «einen Schutzmantel mit Geist». Praktisch gelebter kirchlicher Wandel.

Das Kunstprojekt stand von Anfang an unter dem Zeichen der «Transformation». Zum einen beinhaltet es einen weiteren Umbau des auch bisher immer wieder veränderten 1200-jährigen Kirchenraums. Die Temporäre Kapelle entstand an jenem Ort, wo früher der Chor der romanischen St.-Anna-Kapelle gestanden hatte. Nur noch ein Bogen im heutigen Chor erinnerte an den alten, heiligen Kraft-

ort. Ein Durchbruch bildet jetzt das Eingangstor zum Kunstraum.

Zum anderen sei das Transformieren die eigentliche Aufgabe der Religion, ist Pfarrer Arnold Steiner überzeugt. «Wenn die Religion den Menschen nicht verwandeln kann, hat sie keine Bedeutung mehr», lautet eines der Credos des Mitinitianten. Das Projekt der Kunstkapelle sei der Versuch, im Dialog mit der Kunst ebendiese Transformation des Menschen zu begünstigen, hin zu dem, was er eigentlich ist.

Krafttraining und Cellospiel

Seit der Eröffnung im Juli vor zwei Jahren hat die Temporäre Kapelle in Winterthur sieben Ausstellungen beherbergt, siebenmal präsentierten Künstlerinnen und Künstler an einer Vernissage ihre Werke und ihre Konzepte, siebenmal fanden unter dem Titel «Kunst und Spiritualität im Dialog» Diskussionsrunden statt. Und zahlreiche Besucherinnen und Besucher kamen, um den Kapellenanbau zu bewundern.

Der Austausch habe wie erhofft stattgefunden, sagt Kuratorin Anita Bättig. «Künstlerinnen und Künstler haben sich eingelassen auf den kirchlichen Raum oder spirituelle Fragen.» Die Pfarrpersonen nahmen künstlerische Themen auf.

Auch skeptische Mitglieder der Kirchgemeinde hätten mit der Zeit Freude am Projekt bekommen, sagt Bättig. «Die einen freuten sich mehr an der Kapelle selbst, die anderen an der Kunst.» Zudem sei ein Stück offene Kirche entstanden: «Jemand hat den Raum regelmässig für sein Krafttraining genutzt, und eine Cellospielerin kommt zum Üben.» Die nächste Ausstellung ist für September geplant. Christian Kaiser



Veltheims Temporäre Kapelle.

Was die Theologie vom Jazz lernen kann

Festival Das Kloster Kappel schliesst mit drei fantastisch besetzten Jazzkonzerten verschlossene Türen auf und öffnet die Theologie für die Musik.

Jazz im Kloster ist ein Stossgebet: «Mein Gott, schliess auf, was so lange verschlossen war!» Mit «unlock21» ist das wunderbar programmierte Festival überschrieben.

Von einer Biennale träumt Volker Bleil. Zugleich betont der theologische Leiter des Klosters Kappel den Experimentcharakter der Veranstaltung: «Funktioniert es nicht, lassen wir es in Zukunft bleiben.»

Eine Theologie des Jazz

Das Jazzfestival funktioniert, wenn «sich der Traum einer gelungenen Begegnung erfüllt», sagt Bleil. Sich

zu begegnen, war ja über lange Zeit nicht möglich. Doch die Musik solle über das Zwischenmenschliche hinaus Begegnungen ermöglichen. «Jazz ist eine dialogische, tastende, suchende Musik», sagt Bleil und baut mit diesen Adjektiven eine Brücke zur Theologie. Auch im Glauben gehe es um Suche, Dialog, Aufmerksamkeit und Präsenz.

Bauen kann Kappel auf das Netzwerk, das Musiker und Theologen, darunter Matthias Krieg, mit der «Bluechurch» geknüpft haben.

In Zürich baut der Pfarrer Martin Scheidegger an einer Jazzkirche,

die im Herbst mit Experimentierwerkstätten startet. Auch hier sollen nicht einfach Gottesdienste mit Jazz angereichert, sondern die Regeln der Musik auf Theologie und Liturgie übertragen werden.

Zum Festival im Kloster Kappel gehören deshalb Workshops für Theologiestudierende, Pfarrpersonen, Kirchenmusiker und Behör-

«Der Jazz ist eine dialogische, suchende, tastende und damit auch eine spirituelle Form der Musik.»

Volker Bleil
Theologischer Leiter Kloster Kappel

denmitglieder. «Wir wollen lernen, im Gottesdienst auf den Raum, den Moment, die Menschen zu reagieren», so Bleil. Wie im Jazz braucht es den Boden der Vorbereitung für das Risiko der Improvisation.

Irgendwie geht es weiter

Ausprobiert wird die Jazz-Liturgie an den Tagzeitengebeten im Kloster und vor allem im Gottesdienst vom 22. August. Für die Konzerte konnten mit dem Trio Müller, Kramis, Baschnagel mit Barbara Balzan, dem Yves Theiler Trio sowie dem Thierry Lang Trio grossartige Jazzmusiker gewonnen werden.

Und egal, was funktioniert und was nicht: Das Aufstossen der verschlossenen Türen zum Ende der Ferien ist erst der Anfang. «Weiter geht es bestimmt», sagt Bleil. Mit Konzerten und vielleicht tatsächlich mit einer Biennale. Felix Reich

Unlock21. Jazz im Kloster. 19.–22. August, Kloster Kappel, www.jazzimkloster.ch

Privates Institut will neuen Kirchenberuf etablieren

Ausbildung Das Institut im Reusshaus in Luzern lehrt neu «Theologie und Gemeindebildung». Hinter dem Projekt stehen prominente Köpfe der reformierten und der katholischen Kirche.

Zu kontemplativer Klaviermusik erzählt Novizin Delia Klingler vom Diakonissenhaus Riehen über ihren Einstieg ins Klosterleben. «Gott kommt uns entgegen, wenn wir auf der Suche sind», sagt sie in einem Video. Auch andere Gläubige legen Zeugnis ab, etwa Xandi Bischoff von der Kommunität Don Camillo. Die Botschaft: Der Weg zum Glauben ist voller Überraschungen.

Diese «geistlichen Impulse» werben nicht für ein spirituelles Seminar in einem Bildungshaus. Auf der Website des Instituts im Reusshaus in Luzern verkaufen sie vielmehr eine ökumenische Ausbildung. Ab diesem Herbst können sich interessierte Katholiken und Protestanten zum ersten Mal in «Theologie und Gemeindebildung» ausbilden lassen.

In der Kirchenlandschaft sorgte die Privatinitiative für Aufsehen, nicht zuletzt wegen der prominenten Personen, die dahinterstehen: Co-Leiterin des Instituts ist die reformierte Pfarrerin Sabine Brändlin, die im Frühling 2020 aus dem Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) zurückgetreten ist. Im Beirat sitzt Abt Urban Federer vom Kloster Einsiedeln.

London als Inspiration

Den Impuls für das Projekt gaben Reisen nach London. Organisiert hat sie Walter Dürr, Direktor des Studienzentrums für Glaube und Gesellschaft der Universität Freiburg und ebenfalls im Beirat. Er besuchte dort mit Kirchenvertretern mehrfach das St Mellitus College, eine junge Ausbildungsstätte der anglikanischen Kirche. Anhänger verschiedenster theologischer Richtungen studieren dort fürs Pfarramt oder eine akademische Laufbahn. Viele haben einen charismatischen oder evangelikalen Hintergrund. Zu diesem Schluss kommt die Church of England selbst in ihrer Evaluation.

Neben der Theologie bekommt die Spiritualität viel Raum. Brändlin hat «die Verbindung der Liebe zu Gott, der Begeisterung für die Kirche und der Leidenschaft für gute Theologie miteinander sehr beeindruckt». Sie fuhr zuerst als Teilnehmerin mit und hat später weitere Reisen mitorganisiert. Ihr war klar:



Vieles ist noch im Fluss: Das ökumenisch ausgerichtete Institut Reusshaus in Luzern.

Foto: Fabian Biasio

«Etwas Ähnliches könnte auch in der Schweiz spannend sein.»

Der Versuch, das Londoner Modell zu übertragen, erlitt Rückschläge. Die Hoffnung, die Ausbildung an theologische Fakultäten anzubinden, zerschlug sich nach Gesprächen mit den Universitäten. Auch gelang es Brändlin nicht, das Projekt unter der Ägide der EKS zu initiieren. «So haben wir entschieden, die Initiative selbst zu ergreifen.»

Undurchsichtig ist die Finanzierung der Ausbildung. Studierende sind in 40-Prozent-Pensen in einer Gemeinde oder Pfarrei angestellt und zahlen für den dreijährigen

Lehrgang 8400 Franken im Jahr. Geld kommt auch von Privatpersonen und Stiftungen. Namen legt Brändlin nicht offen. «Auf Wunsch der Stiftungen», wie sie sagt.

Als Dozent aufgeführt ist Ralph Kunz, Theologieprofessor der Universität Zürich. Er hält am Reusshaus mit einem katholischen Kollegen ein Seminar zur Ekklesiologie. Der pionierhafte ökumenische Ansatz habe ihn angesprochen, sagt er. Auch sieht er «eine interessante Verbindung zwischen Theologie und Spiritualität». Noch fehle für die Absolventen aber die Zuordnung zu bestehenden kirchlichen Berufen,

räumt Kunz ein. «Das ist der Knackpunkt, denn einen Abschluss ohne Anschluss darf es nicht geben.»

In der Lücke zum Pfarramt

Den Beruf der Gemeindebildung gibt es in der reformierten Kirche nicht. Ralph Kunz sieht aber zwischen Pfarramt und Sozialdiakonie eine «Lücke für einen supportiven Beruf zur spirituellen Begleitung». Pfarrpersonen seien oft ausgelastet mit Gottesdiensten, Kasualien oder Konfirmationsunterricht. Viel, was die Gemeinde stärke, bleibe liegen.

Brändlin stellt sich vor, dass Absolventen Projekte für frisch Kon-

firmierte auf die Beine stellen oder Kirchenpräsenz in einem Neubaugebiet markieren könnten. In eine ähnliche Richtung gehen Kurse im Bereich «Pioneer Ministry», die das Konkordat für die Pfarrausbildung mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften konzipiert hat. Thomas Schaufelberger, Leiter der Aus- und Weiterbildung der Pfarrpersonen in den Konkordatskirchen, blickt daher eher skeptisch auf das private Institut: «Erst einmal braucht es eine Diskussion über die Abgrenzung der verschiedenen kirchlichen Berufe», sagt er.

Neben den theologischen Fakultäten ist für kirchliche Berufe bei den Reformierten vor allem die Höhere Fachschule TDS Aarau relevant, die auf Sozialdiakonie und Katechetik ausgerichtet ist. Das be-

«Das ist der Knackpunkt, ein Abschluss ohne Anschluss darf nicht sein.»

Ralph Kunz
Theologieprofessor

stehende Ausbildungsangebot und das noch fehlende Berufsbild dürften Gründe sein, warum das Reusshaus bei den Reformierten bisher auf wenig Anklang stösst. Im ersten Jahrgang ist nur eine Person reformiert, neun sind katholisch. Die Konferenz der deutschsprachigen Bistümer der Schweiz hat positive Signale ausgesandt. Sie will die Qualität der Ausbildung und Anschlussmöglichkeiten evaluieren.

Mit einigen reformierten Kantonalkirchen sind Gespräche angelaufen. Schaffhausen prüft, ob Studierende für den praktischen Teil der Ausbildung in Kirchengemeinden angestellt werden können. Kirchenratspräsident Wolfram Kötter sieht «spirituell geprägte Menschen mit Sendungsbewusstsein als Bereicherung» und erhofft sich mit Blick auf den Pfarrmangel Entlastung durch künftige Absolventen.

Die Zürcher Landeskirche winkt ab. «Wir sind gegenwärtig nicht an einer Zusammenarbeit interessiert», sagt der Kirchenratspräsident Michel Müller auf Anfrage. «Unter anderem, weil die Finanzierung nicht transparent ist.» Cornelia Krause

Kommentar

Zuerst das Versteckspiel beenden

Das Reusshaus muss vorerst kleinere Brötchen backen als erhofft. Das schadet dem Institut nicht, die Geheimnistuerei um das Geld hingegen schon.

Das Reusshaus wollte hoch hinaus und als eidgenössische Ausgabe des St Mellitus College nichts weniger als beidseits der Konfessionsgrenzen die Kirche erneuern. Die Glut des Glaubens sollte mit der an der Universität gelehrt Theologie verbunden, der Gemeindeaufbau neu angefasst werden.

Die richtigen Fragen

Was nicht ist, kann zwar noch werden. Doch vorerst werden in Luzern kleinere Brötchen gebacken. Eine Brücke zum Theologiestudium fehlt. Landeskirchen, die ihr Ausbildungssystem selbst weiterentwickeln, reagieren unterkühlt auf die private Initiative. Die Zurückhaltung erstaunt nicht. Das Reusshaus hat sich ein eigenes Berufsbild gezimmert, ohne zuvor die Kirchen eingehend zu konsultieren. Wer derart über-

zeugt ist von seinem Angebot, hätte sich vielleicht früher nach der Nachfrage erkundigen sollen. Dass das Institut hinter seinen ursprünglichen Ambitionen zurückbleibt, könnte sich freilich als sein Glück erweisen. Ohne grossen Druck experimentiert es sich leichter. Und experimentelle Räume hat die Kirche nötig.

So stellt sich die Frage, wie dicht eine Kirche ihr Pfarrstellennetz angesichts sinkender Mitgliederzahlen noch knüpfen kann. Zugleich wird der Gemeindeaufbau kleinteiliger, persönlicher, vielfältiger und damit zeitintensiver, wenn die selbstverständliche Bindung zur Kirche bröckelt. Konfessionelle Grenzen verschwimmen, weil die Volkskirche zu einer Minderheit unter vielen wird. Bibelgruppen mit Reformierten und Katholikinnen, Pietisten und Agnostikerin-

nen können eine Bereicherung sein. Für deren Leitung braucht es kein abgeschlossenes Theologiestudium, akademisches Grundwissen ist aber dringend nötig. Gelingt es dem Reusshaus, das historisch-kritische Bibelstudium mit charismatischen Elementen auszusöhnen, ist viel gewonnen.

Die fehlenden Antworten

Voraussetzung für den Erfolg der Ausbildung in Luzern ist, dass sie sich als ökumenische Ergänzung zu bestehenden Bildungswegen in der Kirche versteht, nicht als Konkurrenz. Ein Lehrgang, der Gemeindeglieder am Gemeindeaufbau beteiligt und zum Priestertum aller Gläubigen befähigt, wäre reformiert im besten Sinn. Bevor sich eine Kirche allerdings auf eine Kooperation mit dem Reusshaus einlässt, sollte sie das

Ende der Geheimnistuerei einfordern. Bei anderen Religionsgemeinschaften pocht die Politik auf Transparenz bis hin zur Forderung nach einem Verbot ausländischer Finanzhilfen für Moscheen, das im Nationalrat einst nur knapp gescheitert ist.

Und dann soll gleichzeitig ein Institut, das Mitarbeitende öffentlich-rechtlich anerkannter Kirchen ausbilden will, die Namen der offenbar international tätigen Stiftungen, die seinen Betrieb finanzieren, verheimlichen dürfen? Die Frage ist rhetorischer Natur.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich



Tsitsi Dangarembga ist eine der wichtigsten und populärsten Künstlerinnen Simbabwe.

Foto: Mateusz Żaboklicki

«Meine Werke sollen zu reden geben»

Kultur Tsitsi Dangarembga ist die diesjährige Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels. Im Gespräch mit «reformiert.» sagt sie, wie ihr das Schreiben und Filmen hilft und weshalb Frauen in ihrer Heimat leiden.

Sie sind Autorin, Filmemacherin und setzen sich für die Rechte der Frauen in Simbabwe ein. Wie geht es den Frauen in Ihrem Land?
Tsitsi Dangarembga: Die Wirtschaft liegt am Boden. Frauen tragen ebenso zum Einkommen eines Haushaltes bei wie Männer. In dieser Lage wenden sich besonders viele jüngere Frauen verschiedenen Arten der Sexarbeit zu. Sie leiden unter den Folgen, werden schwanger, lassen gefährlich abtreiben. Wir leben in einer patriarchalen, konservativen Gesellschaft. Frauen zählen wenig, wenn sie nicht an einen Mann gebunden sind. Das erhöht den Druck.

Inwiefern?

Aus der Perspektive der simbabwischen Gesellschaft verbessert sich

die Position einer Frau erst, wenn sie in einer Beziehung mit einem Mann lebt. Sie muss also heiraten und Kinder bekommen, was sie ja durchaus auch will. Sind die Kinder da, unterbricht sie ihr Erwerbsleben in einer bereits schlecht funktionierenden Wirtschaft. Da wieder reinzukommen, ist sehr schwierig.

Sie haben den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten. Nicht zuletzt, weil Sie für Gerechtigkeit und Freiheit kämpfen. Was bedeutet Ihnen die Auszeichnung?
Der Friedenspreis ist eine wunderbare Anerkennung meiner Arbeit als Autorin, Filmemacherin sowie Trainerin der jüngeren Generation. Ich bringe diesen Menschen bei, wie sie sich künstlerisch ausdrü-

cken können. Er ist auch eine Anerkennung für mein gesellschaftliches Engagement in Simbabwe. Für jene Art Engagement also, das oft unbemerkt bleibt. Der Preis bietet mir zudem eine Plattform, um der deutschsprachigen Welt zu zeigen, was in meinem Land geschieht.

In Ihrer Romantrilogie beschreiben Sie eine heranwachsende Frau, die um Selbstbestimmung und Menschenwürde ringt. Trotz guter Ausbildung konnte sie sich beruflich aber nicht weiterentwickeln. Wie viel von Ihrem eigenen Leben steckt in diesen Texten drin?

Ich habe mit Absicht sehr alltägliche und typische Situationen beschrieben, wie sie die meisten Einwohnerinnen und Einwohner hier

.....
Tsitsi Dangarembga, 62

Die Autorin und Filmemacherin ist in Mutoko im damaligen Rhodesien und heutigen Simbabwe geboren. Sie studierte Psychologie und schrieb erste Theaterstücke. 1988 erschien ihr Debüt «Nervous Conditions». Die deutsche Version «Aufbrechen» folgte 2019. Anfang der 1990er-Jahre studierte sie in Berlin Filmregie und gründete in Harare eine Filmproduktionsfirma. Nun folgt «The Mournable Body» («Überleben»), der letzte Band der Trilogie. Der zweite soll 2023 in deutscher Übersetzung erscheinen.

.....
in Simbabwe erleben. Es sollten sich so viele Menschen wie möglich darin wiedererkennen.

Unter dem Titel «Picture My Life», «Schau dir mein Leben an», haben Sie zwei Videoclips mit jungen Frauen gedreht. Sie sind eine Weiterführung der #MeToo-Bewegung. Was haben Sie bezweckt?

Die Frauen erzählen darin, welche Art geschlechterbasierte Gewalt sie erlebt und überlebt haben. Ziel war es, die Diskussion über das Thema anzuregen und über Lösungen nachzudenken. Nur schon, dass die Frauen eine Plattform erhalten haben, hat ihnen gutgetan. Sie haben zeigen können, dass das, was geschehen ist, real und nicht erfunden ist. Mittlerweile haben die Frauen neun weitere Clips gedreht.

Sie selbst hatten oft Mühe, Verleger für Ihre Bücher zu finden oder Ihre Filme zu realisieren. Weshalb ist das so schwierig?

Wir haben schlicht die Industrie nicht dazu. Das Verlagswesen war Mitte der 80er-Jahre von Männern dominiert, als ich «Nervous Conditions» schrieb, das erste Buch der Trilogie. Und die globale Filmindustrie ist sehr konservativ, die Möglichkeiten für eine Frau in Simbabwe sind sehr klein. Kenianerinnen, Nigerianerinnen oder Südafrikanerinnen haben da bessere Chancen.

Weshalb?

Das liegt am sehr repressiven Staat Simbabwe. Gelder erhält nur, wer der Regierungspartei, der Zimbabwe African National Union, nahesteht. Auch Beiträge, die von aussen kommen, sind meist irgendwie an die Regierung und deren Außenpolitik gebunden. Und es ist einfacher, für Projekte Geld zu bekommen, welche die Afrikaner als Menschen zeigen, die Probleme haben und ausgenutzt werden, als für Projekte, bei denen Afrikaner das erreichen, was sie sich wünschen.

Arbeiten Sie zurzeit an Filmen?

Ich habe zuletzt vor allem Drehbücher geschrieben, weil ich das ohne viel Geld machen kann. Es sind vier Projekte, wobei zwei so weit wären, dass wir mit den Dreharbeiten starten könnten. Doch erst muss ich das nötige Geld zusammenbekommen.

Was gibt Ihnen das Schreiben und Filmemachen persönlich?

Es ist eine Kombination aus verschiedenen Dingen. Ich muss mich ausdrücken können, um zu verarbeiten, was ich um mich herum sehe. Ich mag es auch, die Menschen zum Diskutieren anzuregen. Meine Werke sollen auf eine zugängliche Art zeigen, was hier passiert, sie sollen zu reden geben.

Die Wirtschaft darbt, viele Menschen leiden an Hunger, Korruption und Unterdrückung gehören zum Alltag. Inwiefern hat Covid-19 die Situation noch verschärft?

Die Krise in Simbabwe wird immer grösser. Das Bildungs- und Gesundheitssystem sind in einem besorgniserregenden Zustand. Die Kinder hatten über ein Jahr lang fast keine Schule. Die meisten können sich kaum noch Essen leisten, die Transportmittel und das Benzin werden immer teurer. Das tägliche Leben wird auch für mich zum Kraftakt. Wo kriege ich Wasser, wo Strom? Den Leuten geht es nicht gut, sie sehen gestresst aus, haben kaum noch Energie, auch die Jungen nicht. Das zu sehen, deprimiert mich sehr.

Im Sommer 2020 wurden Sie verhaftet, weil Sie an einer Demonstration gegen Korruption teilgenommen haben. Im September stehen Sie vor Gericht. Haben Sie Angst? Angst nicht, aber ich ziehe es vor, nicht darüber nachzudenken. Es genügt, wenn ich mich damit befasse, wenn es so weit ist.

Wollen Sie auch in Zukunft gegen die Regierung kämpfen?

Ich sehe mich nicht als jemanden, der gegen die Regierung kämpft, sondern als eine Person, die ein Hirn hat und sieht, weshalb die Dinge nicht funktionieren. Ich fühle mich aber auch als Bürgerin, die dazu beitragen muss, unsere Nation wieder zum Funktionieren zu bringen.

.....
«Ich sehe mich nicht als jemanden, der gegen die Regierung kämpft, sondern als Person, die ein Hirn hat und sieht, weshalb Dinge nicht funktionieren.»

.....
Glauben Sie daran, dass sich die Zustände in Ihrem Land einmal zum Besseren verändern werden?

Damit sich die Dinge ändern können, braucht es die entsprechenden Zutaten und diese hat Simbabwe gerade nicht. Ich glaube nicht daran, dass Demokratie einfach passiert. Es bräuchte Menschen, die sich aktiv für die Demokratie entscheiden. Wir sind aber zur sehr mit der Pandemie beschäftigt, als dass wir die Kraft hätten, einen friedlichen Demokratietransformationsprozess in Gang zu setzen.

Welche Rolle spielen die christlichen Kirchen im Kampf für eine bessere Zukunft?

Ich kann es nicht sagen, sie treten für mich nicht aktiv oder zumindest nicht nachhaltig in Erscheinung.

Sie haben in England und Deutschland gelebt. Weshalb sind Sie vor gut 20 Jahren mit Ihrer Familie nach Simbabwe zurückgekehrt?

Ich habe nie richtig gut Deutsch gelernt. Es war schwierig, eigene Projekte zu realisieren. Dazu kam, dass meine Kinder eingeschult worden wären und ich mich entscheiden musste, ob sie meine Heimat kennenlernen sollten, bevor sie erwachsen sind. Interview: Nadja Ehrbar

DOSSIER: Am Gericht

«Meine Arbeit ist fundamental wichtig für die Gesellschaft»

Journalistin Gerichtsreporterin Brigitte Hürlimann will die besten Argumente aller Parteien wiedergeben und die Urteile nachvollziehbar machen. Schliesslich sei dies fundamental für eine demokratische Gesellschaft. Den Begriff Gerechtigkeit meidet sie.



Gerichtsberichterstatteerin mit Leib und Seele: Brigitte Hürlimann (Dritte von rechts) beschreibt Prozesse mit viel Fachwissen und grosser Demut.

Illustration: Robert Honegger

Nach dem Gespräch mit Brigitte Hürlimann bleibt vor allem ein Eindruck: Ja, sie ist Gerichtsreporterin mit Leib und Seele und mit viel Wissen und grosser Demut.

Die 58-jährige Journalistin und promovierte Juristin sagt gleich am Anfang: «Mit 23 kam ich als Reporterin zum Tagi, Berichterstattung aus dem Gericht war Pflichtstoff. Das hat mich vom ersten Tag an gefesselt und begeistert. Und so ist es heute noch.» So schätzt sich Hürlimann glücklich, dass ihre aktuelle Arbeitgeberin «Republik» eine eigene Rubrik dafür pflegt.

Die Gefahr der Prävention

Alle Tragödien des menschlichen Lebens spielen sich im nüchternen Gerichtssaal ab. «Ich habe nirgendwo sonst so viel gelernt über das Leben, über Schmerz und Verlust.»

Hürlimann schätzt die kontroverse Diskussion, in der um Lösungen gerungen wird. Gestritten werde

sachlich. «Ganz anders als im Parlament», ergänzt sie und lächelt.

Immer klarer wurde ihr mit der Zeit: «Die Begriffe «gut» und «böse» sind nicht so einfach zuzuordnen.» Denn mit dem humanen Strafvollzug sei eine andere Haltung zentral: «Auch ein Mörder ist nie nur ein Mörder. Er kann humorvoll sein, charmant – eine vielschichtige Person.» Wirklich böse seien wohl nur ganz wenige Menschen.

Hürlimann beobachtet, dass diese Grundhaltung zunehmend unter Druck gerät. Der gesellschaftliche Konsens verschiebe sich zu stark in Richtung Prävention, kritisiert sie. Mit Urteilen werde versucht, künftige Verbrechen zu verhindern, und damit in der Konsequenz in Kauf genommen, dass Menschen auf Vorrat eingesperrt bleiben.

Zugleich gerate der letzte Teil des Ablaufs im Strafrecht zunehmend aus dem Blick: der Auftrag, die Verurteilten nach Verbüßung ihrer

Strafe wieder zu integrieren. Ebenfalls «hochproblematisch» findet die Juristin das Wahlverfahren für das Richteramt. «Dass man einer bestimmten Partei angehören muss, ist inakzeptabel und wird unter anderem auch von der europäischen Antikorruptionsbehörde kritisiert», sagt Brigitte Hürlimann.

Vehemente Rechtfertigung

Geht es darum, die journalistische Arbeit zu rechtfertigen, wird Hürlimann energisch. Gerichtsberichterstattung sei «absolut fundamental wichtig» für die Gesellschaft. Die Bevölkerung müsse nachvollziehen können, wie gerichtet werde. Die Urteile der Richter verständlich zu machen, sei «für den Rechtsfrieden unabdingbar». Diesen Satz wiederholt sie im Gespräch gleich dreimal.

Die Arbeit am Gericht sei viel zu wenig bekannt, findet die Juristin. «Das schockiert mich immer wieder. Kaum jemand weiss, dass Ge-

richtstermine grundsätzlich öffentlich sind. Das ist ein Grundpfeiler der Demokratie und Gesellschaft!»

Hürlimann versucht, möglichst zugänglich zu beschreiben, was das Gericht tut, wie die Urteile zustande kommen und welche Regeln gelten, wie die ganzen Abläufe funktionieren. Dieses Wissen fehlte ihr zu Beginn ihrer Reportertätigkeit. Mit der

Künstler und Dauergast im Gerichtssaal

Robert Honegger hat bereits unzählige Angeklagte, Richter und Staatsanwältinnen gezeichnet, meistens für den «Tages-Anzeiger». In der Schweiz ist das Fotografieren vor Gericht verboten. Honegger wurde 1955 in Oberrieden geboren. Studienaufenthalte führten ihn nach Paris und New York. Für «reformiert.» war der Illustrator und Maler bei allen Gesprächen dabei.

Töchterhandelsschule als Ausbildung realisierte sie, dass sie im Gericht fachlich «eine Schicht nicht durchdringen» konnte.

Die Journalistin schrieb sich mit 32 an der Universität Freiburg ein und schloss 2004 mit einer Dissertation ab. 15 Jahre später verlieh ihr die Universität Bern den Ehrendoktor. Das ehre sie, doch sei ihr stets bewusst, dass sie nur einen Teil der Geschichte kenne. Sie verfolgt, was im Gerichtssaal passiert, von der Untersuchung weiss sie wenig. «So habe ich Demut vor jedem Prozess.»

Fairness reicht vollkommen

Was Gerechtigkeit ist, weiss Hürlimann nicht. Gerecht zu sein, sei ohnehin ein zu hoher Anspruch. Sie meidet das Wort, «subjektiv, zu abstrakt und philosophisch» sei es. Lieber braucht sie den Begriff Fairness. «Wir müssen faire Prozesse führen, dann haben wir eigentlich fast alles erreicht.» Marius Schären

«Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt»

Richterin Schuldig oder nicht, darüber hatte Marianne Heer als Ober- richterin zu entscheiden. Ihr Menschenbild litt durch die Arbeit mit Straf- tättern nicht. Sie interessierte sich für die Geschichten hinter den Taten.



Niemanden unschuldig zu verurteilen, war ihr wichtigstes Ziel: Marianne Heer (links).

«Ich setze mich für ein faires Verfahren ein»

Strafverteidigerin Tanja Knodel hatte schon als Jugendliche Mühe, wenn Leute ihre Position ausnutzen. Die Anwältin stellt sich deshalb auf die Seite jener, die vor Gericht einer besonders grossen Macht gegenüberstehen.



Vor einem wichtigen Prozess schläft sie noch immer schlecht: Tanja Knodel (links).

Ihr Leben als frisch pensionierte Richterinnen ist gerade etwas turbulent. Eines ihrer Tiere ist krank, das bringt viel Unruhe. Marianne Heer und ihr Mann leben mit drei Hunden, acht Katzen und drei Pferden. «Tiere geben uns sehr viel: Sie sind unmittelbar, und im Gegensatz zu den Menschen lügen sie nicht.»

In ihrer Arbeit als Richterinnen war die Unterscheidung zwischen Lüge und Wahrheit zentral. Um zu einem tragfähigen Urteil zu kommen, verschaffte sie sich zuerst aufgrund der Akten ein Bild. Beim Prozess selbst blieb dann, wenn überhaupt, meistens nur wenig Zeit, mit den Beschuldigten zu sprechen.

Die persönliche Begegnung war Heer dennoch enorm wichtig. «Natürlich wäre es anmassend zu sagen, ich kenne jemanden nach einer Viertelstunde.» Dennoch traut sie sich nach über 30 Berufsjahren eine grosse Menschenkenntnis zu. «Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt.» Die unzähligen Prozesse haben ihre Intuition geschärft. «Aus der Art, wie und wann jemand was sagt, lässt sich viel ableiten.»

Fakten und Intuition

Die Intuition ist freilich nur ein Aspekt für die Urteilsbildung. Immer wieder kam es vor, dass das Gefühl nicht mit der Faktenlage übereinstimmte und ein Angeklagter beispielsweise im Lauf des Verfahrens entlastet wurde. Damit hatte Heer kein Problem. «Mein oberstes Ziel als Richterinnen war es, keine Unschuldigen zu verurteilen.» So konnte sie bei einem Freispruch gut damit leben, den Angeklagten zu Beginn falsch eingeschätzt zu haben.

Die 65-jährige ehemalige Oberstaatsanwältin und Kantonsrichterin interessiert sich für die Men-

schen und das, was sie antreibt. Ihr Spezialgebiet sind Straftäter mit psychischen Krankheiten. Vor zehn Jahren gründete sie das Forum Justiz und Psychiatrie, das angehende Juristinnen und Juristen ausbildet.

«Es ist immer, aber ganz besonders bei psychisch kranken Menschen wichtig zu fragen, weshalb eine Tat begangen wurde, welche Umstände dazu geführt haben.» Nur so sei es möglich, Urteile zu fällen, die die Interessen des Staates, der Opfer, des Täters und der Gesellschaft zugleich berücksichtigten.

Der Mensch bleibt ein Tier

Dass die Öffentlichkeit nach einem schweren Verbrechen eine angemessene Strafe fordert, ist für Heer mehr als verständlich. «Begangenes Unrecht muss gesühnt werden.» Doch das Ziel einer Strafe sei nicht Vergeltung, vielmehr gelte es, weiteres Unheil zu verhindern.

Heer findet es bedenklich, dass es nach der Liberalisierung des Strafrechts in den 70er- und 80er-Jahren nun eine Gegenbewegung gibt, die härtere Strafen und mehr Kontrolle und Sicherheit fordert. «Es braucht Strafen, die ernst genommen werden, doch Sühne allein nützt den Opfern nichts und bringt unter Umständen die Gesellschaft in Gefahr.»

Heer ist überzeugt, dass selbst umfangreiche Gutachten den Menschen nie restlos erfassen. Richter könnten nur eine Prognose stellen und das Urteil danach ausrichten.

Der Mensch sei letztlich ein Tier. Eines mit einer höheren Intelligenz und dem Instinkt eines Raubtiers: fressen oder gefressen werden. «Natürlich bemühen wir uns, aggressive Impulse zu kontrollieren, doch gelingt das nicht immer und nicht allen.» Katharina Kilchenmann

Schon als Schülerin standen Tanja Knodel die Haare zu Berge, wenn ein Lehrer demonstrierte, dass er mehr Macht als die Schüler besass. Heute lösen zuweilen Polizisten und Staatsanwälte dieses Gefühl in ihr aus. Die 46-Jährige sitzt in ihrer Kanzlei Müller Knodel + Partner am Tisch, an dem sie auch ihre Mandanten empfängt, und sagt: «Ich mag es nicht, wenn jemand einen Beruf mit einem Machtprimat hat und dieses missbraucht. Das hat mit dem Alter noch zugenommen.»

Tanja Knodel vertritt als Verteidigerin Menschen, die einer besonders grossen Macht gegenüberstehen: dem Staat. Ihre Aufgabe ist es, am Gericht dafür zu schauen, dass den Beschuldigten allfällige Verstösse prozessual korrekt nachgewiesen werden und sie im Fall eines Schuldspruchs angemessene Strafen erhalten. «Auch wer gegen das Gesetz verstossen hat, besitzt in unserem Land das Recht auf einen fairen Prozess.» Leider würden die Verfahren nicht immer sauber ablaufen. «Im Zweifel für den Angeklagten? Das erlebe ich oft anders.»

Beweislast liegt beim Staat

Knodels Name tauchte im Frühling in vielen Medien auf, weil sie durch die geplante Verschärfung des Sexualstrafrechts ein wichtiges Gut bedroht sieht: dass nicht mehr der Staat die Schuld, sondern der Verdächtige, dem eine sexuelle Gewalttat vorgeworfen wird, seine Unschuld beweisen muss. Die Umkehr der Beweislast wäre in ihren Augen das Ende des Rechtsstaats.

Grundsätzlich gilt die Unschuldsvermutung immer, ausser wenn die Schuld erwiesen ist, etwa weil sich jemand selbst anzeigt, in flagranti erwischt wird oder belastendes Vi-

deomaterial vorliegt. «In solchen Fällen ist es meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das Verfahren fair abläuft, mein Mandant nur für die begangene Tat verantwortlich gemacht wird und das Strafmass nicht unpassend hoch ausfällt, weil persönlich gefärbte Meinungen hineinspielen», sagt Knodel. Beispielsweise weil der Beschuldigte eine bestimmte Hautfarbe habe.

«Ist die Schuld aber nicht bewiesen, und der Mandant erzählt mir einermassen plausibel, warum er kein Täter ist, gehe ich von seiner Unschuld aus.» Selbst wenn viele Indizien dagegensprechen. «Es gibt immer wieder Ereignisse und Zufälle, von denen man denkt, dass sie nicht möglich sind.» Zweifle sie an der Version ihres Mandanten, sage sie ihm das jeweils. «Wenn ich vor Gericht verteidige, stehe ich zu jedem Wort, das ich sage.»

Abzweigungen ins Chaos

Die Anwältin hat keine Mühe, Menschen zu verteidigen, die Schlimmes getan haben. Oft macht sie die Erfahrung: «Niemand ist davor gefeit, irgendwann einmal im Leben eine Straftat zu begehen.» Manchmal sei es Zufall. «Aber ich sehe in den meisten Biografien Abzweigungen, die ins Chaos führten.»

Knodel belastet es mehr, wenn ein Mandant zu einer Strafe verurteilt wird, die sie als nicht angemessen empfindet, und sie sich fragt, ob sie wirklich alles für den Mandanten getan, alle Argumente vorgebracht hat. «Vor allem wenn es um lange Haftstrafen geht.» Oft liegt sie in den Nächten vor solchen Prozessen lange wach. Das sei aber richtig. «Wäre ich nicht mehr nervös, müsste ich meinen Beruf an den Nagel hängen.» Anouk Holthuisen

«Ich glaube, ich stehe auf der richtigen Seite»

Staatsanwältin Im Mordfall Rapperswil hat Barbara Loppacher die Anklage vertreten. Für die Leiterin der Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau muss die öffentliche Sicherheit Priorität haben in der Strafverfolgung.



Sie beantwortet die Fragen des Journalisten im Verhörraum: Barbara Loppacher (links).

«Da hatte ich sicher auch Glück»

Gutachter Der forensische Psychiater Frank Urbaniok schaltet sich immer wieder in die öffentliche Debatte ein. Er verlangt von seinen Berufskollegen strikte Neutralität und will, dass auch sie sich der Kritik stellen müssen.



Er wehrt sich gegen die Unangreifbarkeit der Gutachter: Frank Urbaniok (rechts).

Sie ist Doktorin der Rechtswissenschaft, hat als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Zürich gearbeitet, war Obergerichtsschreiberin und hat seit fast 20 Jahren das Anwaltspatent. Loppacher könnte auch eine akademische Laufbahn einschlagen oder als Wirtschafts-anwältin viel Geld verdienen. Doch ihre Rolle in der Justizerei sieht sie praktisch seit ihrem Studium als Strafverfolgerin. 2008 wurde die gebürtige Ostschweizerin Staatsanwältin im Aargau, seit fast zehn Jahren leitet sie die Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau.

Nachdem am 21. Dezember 2015 in Rapperswil eine vierköpfige Familie brutal ermordet aufgefunden worden war, arbeitete sie bis Mitte Januar praktisch durch. Keine Weihnachten, kein Silvester, keine Feiern mit Freunden. Bereits nach fünf Monaten konnte sie bekannt geben, dass der Mörder gefasst ist. Später, vor Gericht, forderte die Sozialdemokratin die lebenslange Verwahrung des Täters, obschon eine so harte Massnahme noch nie vor Bundesgericht Bestand hatte.

Das Wagnis der Anklage

Den prompt laut gewordenen Vorwurf des Populismus kontert Loppacher im Gespräch, zu dem sie im Verhörraum empfängt, gelassen: «Wenn ein Täter nicht fassbar ist, auch durch die Gutachten nicht, ist für mich klar, dass er eine Gefahr darstellt.» Da sei es ihre Aufgabe, sich für die Sicherheit der Bevölkerung einzusetzen. «Auch einmal mit einer Maximalforderung.» Die 47-Jährige würde in der gleichen Situation wieder so handeln.

Natürlich sei auch die Suche der materiellen Wahrheit eine wichtige Aufgabe einer Staatsanwältin, sagt

Barbara Loppacher. Also der Einbezug entlastender Fakten, der Maxime der Unschuldsvermutung folgend. «Würden wir das nicht tun, würde uns das spätestens die Verteidigung um die Ohren hauen.»

Verabschieden müsse man sich hingegen von der Vorstellung, dass «wir immer herausfinden, wie es genau war, gerade bei den Vier-Augen-Delikten wie häuslicher Gewalt oder im Sexualbereich». Steht es 50 zu 50, sei eine Anklage zwingend. «Ein Freispruch kann für einen Beschuldigten sogar mehr wert sein als eine Verfahrenseinstellung.»

Mit Niederlagen vor Gericht hat die Staatsanwältin kein Problem: «Wenn ich das Gefühl habe, da muss doch ein Schuldspruch resultieren, das Gericht aber anderer Meinung ist, ziehe ich den Fall weiter.»

Am liebsten an der Front

Scheidungsanwältin oder gar Strafverteidigerin zu sein, könnte sich Loppacher eher nicht vorstellen. «Als Staatsanwältin habe ich das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen.» Auch das viele Geld, das auf einer Wirtschaftskanzlei zu verdienen wäre, lockt sie nicht: «So viel Geld kann man mir gar nicht bezahlen, dass ich jedes Wochenende durcharbeiten würde.»

Einen kleinen Rollenwechsel hat Barbara Loppacher 2018 vollzogen. Nicht weg vom Strafrecht, aber hin zum Gericht. Sie wurde als nebenamtliche Richterin der Berufungskammer am Bundesstrafgericht in Bellinzona gewählt. Ein 15-Prozent-Nebenjob zum 100-Prozent-Pensum in Lenzburg. «Ich liebe die Arbeit an der Front, am Fall. Aber ob ich das als Staatsanwältin oder als Richterin mache, da möchte ich mich nicht festlegen.» Thomas Illi

Kurz geschorenes Haar, eine markante Nase, ein silberner Ring im Ohr: Der Kopf und der Name des gebürtigen Kölners Frank Urbaniok sind in der Schweiz bekannt. Der forensische Psychiater war zwischen 1997 und 2018 Chefarzt des Psychiatrisch-psychologischen Dienstes des Kantons Zürich. Er äusserte sich in jener Zeit oft öffentlich.

Heute arbeitet er als selbstständiger Gutachter, Berater, Therapeut und Troubleshooter bei Krisen aller Art. Er ist als Experte für Gewalt- und Sexualverbrechen nach wie vor gefragt. In gesellschaftliche Diskussionen schaltet er sich ein, sofern er das als nötig erachtet.

So geschehen im Vierfachmord von Rapperswil, Ende 2018. Es ging um die Therapierbarkeit des Täters. Die beiden Gutachter diagnostizierten eine Pädophilie, der eine zudem eine narzisstische, der andere eine zwanghafte Persönlichkeitsstörung. Doch weshalb der Mann die Tat begangen hatte, blieb offen. «Hier eine Therapie zu empfehlen, ist falsch», kritisierte Urbaniok öffentlich. «Nur wenn ein Gutachter die Tat erklärt, kann er auch beurteilen, wie wahrscheinlich es ist, dass der Täter erneut delinquent, und was sich ändern muss, damit das Risiko sinkt.»

Kein Interesse am Urteil

Die Hauptfunktion eines Gutachters sei es, dem Gericht eine Entscheidungsgrundlage für ein Urteil zu liefern, sagt Urbaniok. Der Gutachter sei also kein Richter, sondern ein neutraler Sachverständiger. «Er darf weder ein Interesse daran haben, dass der Beschuldigte verurteilt wird, noch dass es zu einem Freispruch kommt.»

Das Gesetz erachtet ein Gutachten dann als notwendig, wenn das

Gericht einem Täter therapeutische Massnahmen auferlegt, eine Verwahrung anordnet oder Zweifel an der Schuldfähigkeit hat. Dabei muss es drei Fragen klären. Wie gefährlich ist ein Täter? Ist er therapierbar? Und: Ist er schuldhaftig? Konnte er also zum Zeitpunkt der Tat einsehen, dass er ein Unrecht getan hat, und hätte er sich auch gegen die Tat entscheiden können?

Urbaniok verlässt sich bei der Beurteilung immer auch auf seine Erfahrung und Intuition. Aber damit die Fälle für alle Beteiligten nachvollziehbar sind, hat er «Fotres» entwickelt. Das Verfahren soll bei Tätern die Rückfallwahrscheinlichkeit bestimmen. Dafür wird jeder einzelne Fall anhand von über 700 Kriterien durchleuchtet.

Irrtum nicht ausgeschlossen

Der 58-Jährige erzählt ausführlich, er erklärt Fachbegriffe und illustriert seine Aussagen mit Beispielen. Urbaniok hat den Attentäter Friedrich Leibacher, der vor 20 Jahren im Zuger Parlament 14 Menschen erschossen und sich selbst gerichtet hatte, nach dem Tod begutachtet. «Das war kein unbescholtener Bürger, der einfach durchgedreht ist.» Leibacher habe Gewalttaten verübt, seit er 15 war, krumme Geschäfte gemacht und seine Frauen verprügelt. «Die Tat war für ihn ein Mittel, seine Interessen durchzusetzen.»

Auch ein Gutachter kann sich irren. Ein fataler Fehler sei ihm, so viel er wisse, noch nie passiert, sagt Urbaniok. «Da hatte ich sicher auch Glück.» Ein Jurist könne aber beurteilen, ob ein Gutachten etwas taue. Es müsse plausibel sein und das Delikt erklären. «Deshalb wehre ich mich dagegen, dass ein Gutachter unangreifbar sei.» Nadja Ehrbar

«Das stelle ich mir als die Hölle vor»

Theologie Manchmal empfand Anwältin Marie-Ursula Kind ein Urteil am Kriegsverbrecher-Tribunal für Ex-Jugoslawien als «total ungerecht». Dann half ihr das Gebet: «Jetzt musst Du, Gott, für Gerechtigkeit sorgen.»



Sie überlässt Gott das letzte Wort: Juristin und Theologin Marie-Ursula Kind (rechts).

Illustration: Robert Honegger

Juristinnen und Juristen sagen gern, Recht und Gerechtigkeit seien nicht das Gleiche. Ist das nur eine Ausrede, um sich der Diskussion um Gerechtigkeit zu entziehen?

Marie-Ursula Kind: Nein, das sind unterschiedliche Dinge. Das Recht regelt das Zusammenleben in einer Gesellschaft, definiert die Regeln. Erhält ein Opfer nach einem Gerichtsprozess den Eindruck, ein Urteil sei gerecht, muss das nicht für den Täter oder das Publikum gelten. Ob mir Gerechtigkeit widerfahren ist, ist ein subjektives Gefühl.

Völkermord gilt als das schwerste aller Verbrechen. Ist da ein gerechtes Urteil überhaupt möglich?

Ich denke, es ist wichtig, dass ein Gericht den Tatbestand feststellen kann. Die Anerkennung des unendlichen Leides, das durch das willentliche Ausrotten einer Völkergruppe verursacht wurde, ist entscheidend, damit bei den Opfern ein Gefühl der Gerechtigkeit entstehen kann. Aber es ist klar, dass das nicht immer ausreicht, das waren auch die Rückmeldungen von Opfergruppen am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY).

Was ist der Sinn solcher Prozesse? Das ICTY wurde noch während des Konflikts geschaffen. Man hoffte, dass der Krieg dadurch schneller endet und nicht noch mehr Gräueltaten begangen werden. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt.

Das Gericht diene als Drohkulisse? Es sollte abschreckend wirken. Damals war nicht davon auszugehen, dass das Gericht seine Arbeit überhaupt aufnimmt. Mit Chefanklägerin Carla Del Ponte bekam der Gerichtshof ein Gesicht, es gab erste

Urteile, wichtige Präzisierungen des Rechts. Es handelte sich, anders als bei den Nürnberger Prozessen nach dem Zweiten Weltkrieg, nicht um ein Militärgericht, sondern um ein ziviles Strafgericht, das nach rechtsstaatlichen Grundsätzen arbeitete. Allein das war ein Erfolg.

Hatte der Prozess Auswirkungen auf den Versöhnungsprozess?

Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt. Dafür reicht ein Tribunal nicht aus.

Kann Versöhnung überhaupt das Ziel eines Gerichtsverfahrens sein?

Ich halte eine juristische Aufarbeitung für unumgänglich. Sie dient auch dazu, Sachverhalte festzustellen und Zeugenaussagen zu dokumentieren. Darauf kann die Erinnerungsarbeit aufbauen. Nach dem Jugoslawienkrieg wurde zuerst zu stark auf das Gerichtsverfahren abgestellt, andere Elemente der Versöhnungsarbeit kamen zu kurz. Zudem blieb das Tribunal ein Satellit, da es geografisch zu weit entfernt war von den Menschen, die es betraf. Aus Sicherheitsgründen konnten wir lange nicht vor Ort ermitteln. Am Ende meiner Zeit in Den Haag arbeitete ich dann mit den Staatsanwaltschaften in Belgrad, Sarajevo und Zagreb zusammen. Da wurde deutlich, wie wichtig es ist, Verfahren vor Ort durchzuführen.

Zugleich kann ein Gerichtsurteil die Gräben noch vertiefen.

Dem Gericht wurde vorgeworfen, dass es einseitig Serben verurteilt habe, was so pauschal nicht stimmt. Aber der bosnisch-serbischen Armee liessen sich Taten leichter nachweisen, jeder Befehl war protokol-

«Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt.»

liert. Die albanische UCK hingegen war eher eine Guerillaorganisation mit flachen Hierarchien und ohne schriftliche Kommunikation. Hinzu kommt, dass Zeugen bedroht werden können, wenn mutmassliche Täter noch an der Macht sind.

Am Tribunal vergingen teilweise Jahre, bis endlich ein rechtskräftiges Urteil vorlag, aufwendig geführte Verfahren verliefen im Sand. Hat Sie das nicht frustriert?

Doch. Ich war über lange Zeit hinweg mit einer Anklage gegen zwei bosnische Kroaten betraut. Sie mussten sich unter anderem für das Massaker an über hundert bosnischen Muslimen im Dorf Ahmici verantworten. Die Männer hatten eng zusammengearbeitet, es hiess, sie seien wie zwei Köpfe an einem Körper gewesen. Dennoch kam es aus verfahrenstechnischen Gründen in der Berufung nur beim einen Täter zur Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils, die andere Strafe wurde massiv reduziert.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Es war ein Reality-Check. Seit ich als Kind über das Unrecht gelesen habe, das den Indianern angetan wurde, wollte ich mich für die Benachteiligten einsetzen. Ich bin mit wehenden Fahnen zum Gericht gegangen. Dann musste ich lernen, wo die Grenzen von Strafverfahren sind. Aber auch, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, Taten aufzuarbeiten. Man kann die Geschichten erzählen und Bücher darüber schreiben. Oder auch Akten aufbewahren für spätere Verfahren.

Welche Alternativen sehen Sie denn zu Gerichtsverfahren, die der Aufarbeitung dienen können?

Es hängt davon ab, was eine Regierung zulässt. Südafrika entschied sich für eine Wahrheitskommission und verzichtete auf Gerichtsverfahren. Ob das funktioniert, muss sich zeigen. Häufig braucht eine Aufarbeitung zwei Generationen. Das sieht man in der Schweiz mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg, in Deutschland noch mehr. Die Enkel können mit den Grosseltern anders sprechen als deren Kinder. Die vom ICTY angestregten Verfahren haben immerhin dazu beigetragen, dass sich gewisse Verbrechen nicht mehr wegdiskutieren lassen.

Sie haben unzählige Zeugenprotokolle gelesen und dabei in menschliche Abgründe geschaut. Hat sich dabei Ihr Gottesbild verändert?

Mein Menschenbild hat sich verändert. Ich sah, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Ich stelle mir vor, Gott weint über dieses Elend. Gott hat uns als selbstständig denkende Wesen erschaffen, die Verantwortung übernehmen können. Er hat uns Freiheit gegeben. Wie wir damit umgehen, müssen wir vor uns selbst verantworten.

Warum schaut Gott nur zu, wenn Menschen Unrecht erfahren?

Wir können auf diesen Gott, der das Volk Israel im Alten Testament auf seinem schwierigen Weg geführt hat, vertrauen. Aber oft sind Kräfte am Werk, die uns verführen, fürchterliche Dinge zu tun. Trotz allem bin ich überzeugt davon, dass Gott das letzte Wort hat. Lief eine Anklage ins Leere, obwohl die Anklagebehörde Beweise dafür hatte, was passiert ist, sagte ich zu Gott: «Das Gerichtsurteil war total ungerecht, jetzt musst Du für Gerechtigkeit sorgen.» Das hat mich entlastet.

Sie glauben an das Jüngste Gericht?

Es ist auf jeden Fall eine Orientierungshilfe für mein Verhalten. Ich gehe davon aus, dass ich einmal Rechenschaft ablegen muss vor Gott. Gott lädt uns zum Leben ein, wir werden immer wieder schuldig. Ich vertraue auf einen gnädigen Gott.

Der auch schlimmste Taten vergibt?

Ich bin überzeugt, dass wir für unsere Vergehen geradestehen müssen. Aber wir dürfen ehrlich bereuen und Gott um Vergebung bitten. Die Gnade kostet nichts, aber sie ist nicht billig. Um sie anzunehmen, muss ich vor mir selbst und vor Gott meine Schuld eingestehen. Je nachdem, was ich getan habe, ist das geradezu unvorstellbar. Denken Sie an Hitler. Der Moment, in dem ein solcher Diktator erkennt, was er anderen Menschen angetan hat, stelle ich mir buchstäblich als die Hölle vor.

Jesus fordert uns auf, auch noch die andere Wange hinzuhalten, wenn uns jemand schlägt. Und er sagt: «Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!» (Mt 7,1) Müssen Juristinnen und Juristen solche Bibelstellen überspringen?

Marie-Ursula Kind, 55

Am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY) arbeitete Marie-Ursula Kind von 2000 bis 2010. Von 2007 bis 2016 leitete sie Projekte zur Übergangsjustiz in Den Haag, Bosnien und Herzegowina, Genf und Kosovo und wurde als Expertin für zivile Friedensförderung in mehrere Länder entsandt. Inzwischen hat die Anwältin den Studiengang «Quereinstieg in den Pfarrberuf» absolviert.

Natürlich stolpere ich als Juristin über solche Stellen. Ich glaube, Jesus will uns auch irritieren. Lässt sich ein Konflikt im Gespräch ohne Urteil lösen, umso besser. Im Zivilrecht geht man deshalb ja zuerst zum Friedensrichter. In Ruanda gibt es Verfahren, in denen die Dorfgemeinschaft erst miteinander einen Weg sucht, um Unrecht auszugleichen. Vieles liesse sich lösen, wenn Täter Schuld eingestehen, das ist wohl die Voraussetzung.

Die Bibel erzählt vom barmherzigen Gott, aber auch vom strafenden Gott. Wie geht das zusammen?

Als Opfer hoffe ich auf den gerechten Gott, der für mich streitet. Als Täterin wünsche ich mir einen gnädigen Gott, wenn ich meine Schuld anerkenne. Ich denke, Gott ist beides in seiner Weisheit.

Die Reformatoren sprachen davon, dass sich die weltliche Gerechtigkeit auf die göttliche Gerechtigkeit beziehe. Was halten Sie davon?

Das Konzept leuchtet mir ein. Wir müssen uns an göttlichen Geboten orientieren und uns dem weltlichen Recht unterstellen. Aber wenn sich geltendes Recht als offensichtliches Unrecht entpuppt und den christlichen Werten widerspricht, müssen

«Es geht schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen.»

wir uns dagegen wehren. So konsequent zu handeln, wie Jesus es vorgelebt hat, ist jedoch eine Überforderung, deshalb sind wir auf Gottes Gnade angewiesen.

Was nehmen Sie aus dem Gericht mit auf die Kanzel?

Ich habe gelernt, in meinem Urteil über Menschen vorsichtig zu sein. Und nicht zu glauben, dass solche Verbrechen in der Schweiz nicht möglich sind. Wir müssen extrem wachsam sein, wenn Minderheiten ausgegrenzt werden, schlecht über sie geredet wird. Ob das nun Muslime, Roma oder Sans-Papiers sind. Es geht so schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen. Als PfarrerIn möchte ich an einer Gemeinschaft bauen, die sich an Christus orientiert, in der wir zueinander schauen. Dass Gott uns einlädt, mit ihm im Gespräch zu bleiben, und uns Jesus als Bruder im Leben begleitet: Das will ich predigen. Interview: Cornelia Krause, Felix Reich

Ihre Grossmutter hat Hitler vergöttert

Biografie Aufgrund von Briefen schrieb Barbara Bonhage ein Buch über ihre Grossmutter, die eine glühende Anhängerin Adolf Hitlers war. Die Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte führte sie zurück in die Kirche.

Hilde Bonhage ist 32 Jahre alt, als sie an ihre Schwester Elle schreibt, Hitler handle im Auftrag Gottes. «Gott hat hundertfältig gezeigt, dass seine Hand segnend auf dem Führer ruht», notiert sie in Sütterlinschrift.

Hunderte Briefe hat Hilde Bonhage von 1921 bis 1945 verfasst, vor allem an Elle. «Hier sind sie», sagt ihre Enkelin Barbara Bonhage. In Kartonschachteln auf dem Stubentisch ihrer Wohnung in Männedorf liegen unzählige Papierbögen.

Die Autorin erhielt sie vor sechs Jahren überraschend aus der Verwandtschaft. Sie erzählt: «Ich wusste, dass meine Grossmutter eine Nazi war, aber nichts Genaueres.» Die

«Dass ich nicht getauft bin, erschien mir als Auftrag der Nazis.»

Barbara Bonhage
Autorin

Familie schwieg dazu. In Archiven erfuhr sie, dass Hilde Mitglied der NSDAP war, aus den Briefen, wie sie in der Frauenschaft die Nazi-Ideologie in Vorträgen propagierte.

Der abgründige Traum

Die Enkelin nimmt einige Briefe aus der Schachtel. Zuerst schrieb Hilde auf billigem Papier. Sie und ihr Ehemann Andreas waren finanziell von den Eltern abhängig, wohnten in deren Haus in Dortmund. Als Andreas als Anwalt mehr Geld verdiente, verfasste Hilde die Briefe auf edleren Bögen mit Briefkopf.

Sie schrieb fast täglich, auch als das Paar 1941 mit den fünf Kindern nach Posen in das von Deutschland überfallene Polen zog. Die Vertreibung und Tötung der jüdischen und der polnischen Bevölkerung hin-



Sie erzählt, statt zu verurteilen: Barbara Bonhage.

Foto: Niklaus Spoerri

terfragte sie nicht. Im Gegenteil: Sie wollte sich für Hitlers «wunderbar genialen» Plan eines «rassenreinen» deutschen Reichs gerne hergeben.

Nachdem sie Anfang 1945 durch das zerstörte Deutschland zu ihrer Schwester in den Schwarzwald geflohen war, gab es kaum noch Papier. Hilde schrieb auf Fetzen. Sieben Monate nach Kriegsende starb sie mit 38 Jahren an Tuberkulose.

Barbara Bonhage verschliesst die Schachteln wieder und sagt: «Meine

Grossmutter irrte sich gnadenlos.» Die 49-Jährige kennt die Verbrechen der Nazi-Diktatur. Die Wirtschaftshistorikerin ist Mitautorin des 2002 veröffentlichten Bergier-Berichts, der die Verbindungen der Schweiz zum Hitler-Regime aufarbeitete.

Das Schweigen gebrochen

In ihrem Buch verurteilt die Enkelin ihre Grossmutter nicht, sondern zeichnet deren Alltag nach. «Ich will das Schweigen meiner Familie bre-

chen, weil es immer noch das von den Nazis verordnete Schweigen ist.» Die Briefe verschweigen die von den Nazis begangenen Gräueltaten, erst die historische Recherche der Autorin ergänzt das Bild.

In den Briefen entdeckte die Enkelin etwas Überraschendes: «Meine Grossmutter suchte spirituell nach Sinn.» Hilde war evangelisch. Nach der Machtergreifung durch Hitler widerstanden die in der «Bekennenden Kirche» organisierten Protestanten der Diktatur, die «Deutschen Christen» jedoch übernahmen Führerkult und Antisemitismus.

Hilde Bonhage hingegen entfernte sich von der Religion. Für sie trat nun die nationalsozialistische Weltanschauung «an die Stelle der Kirche», wie sie einmal schrieb.

Religion nahm sie in den Briefen immer wieder auf. «Ihr müsst glauben», bekniete sie jene, die an Hitler zweifelten. Eindeutig war ihr religiöses Weltbild aber nicht. So schrieb sie dem Schwiegervater, der Pfarrerssohn war, dass sie Gott in der Natur finde wie der Mystiker Meister Eckhart. 1939 dann trug ihre Beschreibung des Führers messianische Züge: «Alle Kraft, die wir finden können, geht ja von ihm aus.» Weihnachten feierte sie als nationalsozialistisches Ritual. Zuletzt trat Hilde Bonhage aus der Kirche aus. Die vier jüngsten ihrer sechs Kinder hat sie nicht mehr taufen lassen.

Die Rune auf dem Grabstein

Barbara Bonhage erzählt, wie das Wissen um die Ideologie der Grossmutter ihre Sicht auf ihr Ungetauftsein veränderte. «Ich empfand es plötzlich als Auftrag der Nazis, der in mein Leben hineinreichte.» Während der Arbeit am Buch trat sie in die reformierte Kirche ein.

Ein Grund war, dass ihr Mann, kurz bevor sie zu schreiben begann, an Leukämie gestorben war und sie vom Gemeindepfarrer und einer Spitalseelsorgerin begleitet wurde. «Ich erlebte die christlichen Rituale als tröstend.» Mit ihrer Mitgliedschaft will sie der Kirche sagen: «Ihr habt eine wichtige Aufgabe für Menschen in Nöten!»

Barbara Bonhage empfindet es als befreiend, der Kirche anzugehören, die ihre Grossmutter damals verlassen hat. In ihren späten Briefen schreibt Hilde, sie lese wieder in den Evangelien. Woran sie glaubte, bleibt ihr Geheimnis. Ihr Ehemann liess ein Nazi-Symbol in ihren Grabstein meisseln. **Sabine Schüpbach**

Barbara Bonhage: Gnadenlos geirrt. Tredition, 2021, 216 Seiten, Fr. 23.90

Kindermund



Manchmal spielt das Leben anders

Von Tim Krohn

Vor drei Wochen hatte ich einen Herzinfarkt. Deshalb erlaube ich mir, Bigna in die Ferien zu schicken und von mir zu erzählen. Nach dem Infarkt, der sich mit einem brachialen Schmerz hinter dem Brustbein meldete, wurde ich mit der Rega nach Chur geflogen, zur Katheteruntersuchung. «Sehen Sie?» Der Arzt zeigte auf den Bildschirm. «Alle Gefässe schön offen, nirgends Verkalkungen. Trotzdem zeigen die Enzymwerte klar einen Infarkt.» Aber was hatte ihn ausgelöst? Unser Hausarzt meinte: «Entweder du kokst, oder du stehst unter Stress.» Ich lachte nur. «Wir koksen, trinken, rauchen nicht, und mein Leben ist so schön und reich, wie man es sich nur erträumen kann. Aus ihm schöpfe ich für meine Arbeit.»

Doch nachts erzählte meine Frau Micha von einem krebskranken Zenmeister. Er fragte den Krebs: «Was tust du bei mir?» Der Krebs antwortete: «Ich Sorge dafür, dass du wieder mehr nach innen siehst.» Da erst fiel dem Meister auf, dass er nach seiner Erleuchtung kaum noch meditiert hatte, sondern um die Welt geflogen war, um die Erleuchtung weiterzugeben. Das hatte ihn glücklich gemacht, doch es war ein äusseres Glück. Das innere war ihm abhandengekommen. Nachdem er wieder zu meditieren begonnen hatte, wurde er gesund.

Ich brauchte meine Erkrankung nichts mehr zu fragen. Ich wusste, wie wenig Ruhe und Kontemplation ich mir gönnte, angetrieben durch die Notwendigkeit, in einem immer unerbittlichen Literaturbetrieb mit meinem Schreiben sechs Mäuler zu stopfen, aber auch durch die Freude daran, dass es Menschen gibt, die meine Stimme hören möchten.

Ich zog sofort die Konsequenzen, sagte alles ab, kehre vielem womöglich auf immer den Rücken. Der Entschluss fiel ohne jedes Nachdenken, und sofort spürte ich, wie die Brust weit wurde. Ich geniesse meine Familie, die Natur und die spontane Zuwendung ganz vieler Menschen, deren Herzlichkeit überrascht und rührt. Die Brust schmerzt noch, die Nebenwirkungen der Medikamente werden mich länger begleiten. Trotzdem bin ich der Krankheit sehr dankbar und fühle ein Glück wie lange nicht mehr.

Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne regelmässig über die Welt des Landmädchens Bigna. Dieses Mal macht er eine Ausnahme. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Soll ich ihm sagen, dass ich mir Kinder wünsche?

Nach einem längeren Studium wollte ich ein paar Jahre arbeiten, und jetzt bin ich 36 Jahre alt. Vor einem halben Jahr habe ich einen tollen Mann kennengelernt, wir sind sehr verliebt. Er ist ein paar Jahre jünger. Das Thema Kinderwunsch hat er bisher nie angesprochen. Er ist sportlich und karriereorientiert unterwegs. Wie soll ich das angehen?

Tatsächlich tickt die biologische Uhr bei Frauen anders als bei Männern, was das Thema Kinderkriegen angeht. Eigentlich möchten Sie jetzt das Abenteuer Familie anpacken, wissen aber nicht, wo der Partner steht. Ihr Zögern, das Gespräch dahin zu lenken, zeigt, dass Sie unsicher sind über seine möglichen Reaktionen. Sie stecken im Dilemma zwischen Abwarten und Ansprechen. In der Phase der Verliebtheit ist die Gegenwart farbig, intensiv und sollte am besten nie zu Ende gehen. Sobald das Paar den Fokus auf die Zukunft richtet, werden aus Wünschen konkrete Pläne geschmiedet. Sie stehen kurz vor dieser nächsten Phase.

Ich rate zum authentischen Schildern Ihrer Gedanken. Eventuell schwanken Sie selber noch. Da hilft es, andere Paare mit Kindern zu beobachten und zu besuchen. Den

Fokus vom Single-Leben auf die neue Rolle als Eltern zu richten, gibt Einblick und Orientierung. Denn der Alltag wird sich grundlegend verändern, mehr Planung ist gefragt, weniger Spontaneität möglich. Das eigene Ego wird zurückgestellt zugunsten einer neuen lebensprägenden, erfüllenden Erfahrung.

Um das Projekt Familie zu starten, empfiehlt es sich, eine innere Bereitschaft zu spüren, für sich selber entschieden zu sein. Meine Erfahrung als Paarberaterin zeigt, dass sich Paare meist trennen, wenn die Zukunftsplanung nicht kompatibel ist, zum Beispiel wenn einer Kinder will und der andere nicht oder der Zeitpunkt nicht stimmt, weil jeder an einem anderen Punkt im Leben steht. Sobald Sie den Kinderwunsch mit dem Partner angesprochen haben, wissen Sie mehr. Ob Familie

ein gemeinsamer Weg sein kann oder ob kein Interesse besteht. Wobei der Altersunterschied hier eine Rolle spielen könnte. Dennoch: Machen Sie sich keinen Druck, gehen Sie mit dem Flow dieser Liebesbeziehung.



Margareta Hofmann,
Paar- und Familien-
therapeutin,
Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Die Endzeit ist erst der Anfang

Musik Mit dem Klangmaler Warren Ellis spielte Nick Cave ein dunkles, funkeln Album ein. Der Psalmist der Finsternis nutzt die Pandemie als Resonanzraum und landet am Ende bei der Liebe.

Es sind apokalyptische Bilder, die in den Liedern vorbeiziehen, die Nick Cave auf seinem Album «Carnage» singt. Dunkle Räume, kahle Felder, ausgebrannte Hütten und Herzen, reissende Flüsse, der ewige Regen. Bibelfest, wie er ist, weiss Cave, dass der Untergang nur der Anfang ist.

In «Balcony Man» geht am Ende doch noch die Sonne auf. Vielleicht bringt sogar die Taube den Ölzweig ans Balkongeländer: «This morning is amazing and so are you». Dazu Klavierkitsch und Chorzuckerguss und die aus der Pandemie gewonnene Erkenntnis: «And what doesn't kill you just makes you crazier.»

So klingt Freundschaft

Ein bisschen verrückt sein muss vielleicht tatsächlich, wer unverdrossen an der Liebe festhält. Durch alle diffusen Ängste und isolierten Fieberträume hindurch schimmert

stets die Hoffnung. Und sei sie nur zu dem Preis zu haben, zwischendurch den Kopf zu verlieren wie die vom Onkel geschlachteten Hühner im Song «Carnage», der dem Album den blutrünstigen Titel gab.

Grundiert wird die Poesie aus der Isolation von den Arrangements von Warren Ellis. Der Geiger und Multiinstrumentalist gehört zu den Bad Seeds, Nick Caves souveräner Hausband, die sich wegen der Kontaktbeschränkungen nicht zu Proben treffen durfte. So entstanden nach viel Filmmusik erstmals Lieder, welche die beiden langjährigen Freunde als Duo eingespielt haben.

Ellis spürt, was die assoziativen, atmosphärisch dichten, immer in die Offenheit der Interpretation weisen Texte des Freundes brauchen. Einmal kontrastiert er einen mändrierenden Klagepsalm mit pulsierender Elektronik («Hand of God»),



Als die Bühne noch sein Balkon war: Nick Cave in Athen.

Foto: Shutterstock

dann türmen sich wieder die rosaroten Streicherwolken auf («Lavender Fields»). Dazu baut Ellis am liebsten auf beklemmende Crescendi.

Gemeinsam in der Isolation

Das Album, das seit Februar im Netz ist und nun als Langspielplatte veröffentlicht wurde, ist Caves zweite Reaktion auf die kollektive Vereinsamung in der Pandemie. Nach der Absage seiner Tour setzte er sich mitten im Stillstand mutterseelenallein im viktorianischen

«And what doesn't kill you just makes you crazier.»

Nick Cave
«Balcony Man»

Alexandra Palace in London an den Flügel und gab für das zu Hause festsitzende Publikum an den Bildschirmen ein fantastisches Konzert.

Mit seiner ganzen künstlerischen Reife spielte Nick Cave auf dem daraus entstandenen Doppelalbum «Idiot Prayer» Musik ein, die klingt wie ein Gebet: verzweifelt hoffend und isoliert auf Gemeinschaft ausgerichtet. Wie auf «Carnage» drehen sich die Songs um die existenziellen Fragen nach Tod und Liebe, Glaube und Zweifel, Schuld und Erlösung. Mit Vorliebe greift Cave auf tradierte Metaphern und alttestamentliche Bilder zurück.

Die Wut der Verzweiflung

Während er damals am Flügel erstaunlich viel aus den Melodien herausholte, kann Cave sich nun von der Dynamik treiben lassen, welche die Arrangements von Ellis entfalten. Die Monotonie des Gesangs wird durch die oft klaustrophobe, unverhofft in den flirrenden Gospelhimmel abhebende Instrumentierung spannungsvoll aufgeladen.

Textlich am stärksten ist «White Elephant». Das Lied verarbeitet die Proteste nach dem durch einen Polizisten verursachten Erstickungstod von George Floyd. Cave verbindet die Wut der Verzweiflung mit der Trauer, droht Donald Trump, besingt das Königreich im Himmel, das sich als Motiv durch das Album zieht: «We're all coming home, in a while». Endzeit und Erlösung können warten, denn auf dem Balkon ist es doch einfach schön. **Felix Reich**

Nick Cave & Warren Ellis: Carnage. 2021

INSERATE

STIFTUNG
EVANGELISCHE
GESELLSCHAFT
KANTON ZÜRICH

Die Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich hat eine bereits 175-jährige Geschichte. Sie hat im 19. Jahrhundert massgeblich zur Gründung evangelischer Schulen beigetragen und Institutionen im Pflege- und Sozialbereich hervorgebracht: vom «Diakoniewerk Neumünster» über die «Herberge zur Heimat» in Zürich bis zur «Dargebotenen Hand». Heute führt die Stiftung diakonische Zweigwerke und den öffentlichen Diskurs zu theologischen und gesellschaftspolitischen Grundsatzfragen. Die Finanzierung erfolgt über das Stiftungsvermögen und die Immobilienbewirtschaftung, über Leistungsaufträge, Beiträge und Spenden. Wir suchen auf 1. Januar 2022 oder nach Vereinbarung eine

Geschäftsführung (80 % –100 %).

Ihre Aufgabe | Sie leiten das operative Geschäft der Stiftung mit sozialer Kompetenz und nach wirtschaftlichen Grundsätzen. Sie unterstützen den Stiftungsrat in strategischen Fragen und bei inhaltlichen Positionierungen. Schwerpunkte sind:

- operative Führung der Stiftung mit ihren Arbeitszweigen
- Führung des Teams der Geschäftsstelle (Bildungsarbeit, diakonische Projekte, Finanzen, Liegenschaften)
- Unterstützung des Stiftungsrates
- Weiterentwicklung der bestehenden diakonischen Aufgaben und Engagements
- Entwicklung und Lancierung neuer Projekte bei Bedarf
- Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit.

Ihr Profil | Sie sind eine initiative, kontaktfreudige und verlässliche Persönlichkeit. Sie übernehmen Verantwortung und arbeiten selbstständig. Sie pflegen einen motivierenden Umgang. Sie identifizieren sich mit dem evangelischen Auftrag der Stiftung. Ihnen liegen soziale und ethische Fragen am Herzen. Sie sind verhandlungsgewandt im Umgang mit unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen. Sie lieben das Netzwerken und engagieren sich für eine profilierte Weiterentwicklung der Stiftung. Sie verfügen über einen (Fach-)Hochschulabschluss oder Vergleichbares. Sie sind durch Ausbildung oder Erfahrung affin zum sozialen oder zum Bildungsbereich. Sie haben Führungserfahrung und sind vertraut mit dem Finanzwesen und der Immobilienbewirtschaftung.

Unser Angebot | Wir bieten Ihnen eine vielseitige Kaderstelle. Ein erfahrenes und kompetentes Team unterstützt Sie. Ein gut aufgestellter Stiftungsrat begleitet Sie. Ihr Büro liegt in Fussdistanz zum Hauptbahnhof Zürich. Ihre Bewerbungsunterlagen erwarten wir in einem einzigen PDF-Dokument bis zum 31. August 2021. Senden Sie es mit dem Betreff «Geschäftsführung» an info@stiftung-eg.ch.

Bei Fragen wenden Sie sich gerne an die Präsidentin des Stiftungsrates, Frau Irene Gysel (044 715 52 55 und irene.gysel@bluewin.ch) oder an die jetzige Geschäftsführerin, Frau Dr. Friederike Rass (044 260 90 20 und friederike.rass@stiftung-eg.ch).

Ihre Spende
bewirkt im Kleinen
Grosses.

www.heks.ch
PC 80-1115-1

HEKS
EPER

Goodwill

reformiert.

Folgen Sie uns auf
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

Tipps

Ausstellung

Die Madonna mit dem roten Apfel

Die Kapelle in Flums (SG) hat das älteste Kirchenfenster der Schweiz. Es leuchtet gelb, rot und blau, als sei es gestern erst geschaffen worden. In Wahrheit ist das Fenster 800 Jahre alt. Die Flumser Madonna macht den Auftakt zur erhellen Ausstellung über Glasmalerei im Landesmuseum. Gut lässt sich der Besuch mit einem Abstecher zur modernen Glaskunst von Polke im Grossmünster oder von Chagall im Fraumünster verbinden. **kai**

Farben im Licht. Bis 3. April 2022, Landesmuseum Zürich, www.landmuseum.ch



Um 1200 erschaffenes Chorfenster: Die Flumser Madonna.

Foto: zvg

Literatur



Autor Josef Imbach.

Foto: zvg

Die Bibel und das Märchenhafte in ihr

Was hat der Hans im Glück mit dem heiligen Franz zu tun? Für den Theologen Josef Imbach viel. Beide finden das Glück, indem sie sich ihres Eigentums entledigen. Was als schlechter Tausch daher kommt, entpuppt sich als Gewinn. Imbachs Buch verbindet die Weisheit von Märchen mit jener der Bibel. **kai**

Josef Imbach: Vom fröhlichen Hans und dem heiligen Franz. TVZ, 2021, 260 Seiten

Veranstaltung



Der Bodensee.

Foto: Shutterstock

Aus dem Verbindenden des Wassers schöpfen

Der ökumenische «Tag der Schöpfung» verbindet erstmals drei Länder über das Wasser. Geografisch mit einer Schifffahrt über den unteren Bodensee, von Bregenz via Lindau nach Romanshorn. Thematisch über das Motto «damit Ströme lebendigen Wassers fliessen» aus dem Johannes-Evangelium. **kai**

Tag der Schöpfung. 4.9., 11 Uhr, ab Bregenz, Anmeldung: www.oekumene-ack.de

Agenda

Gottesdienst

Gottesdienst mit Gastpredigt

Predigt von Almut Jödicke, Umweltwissenschaftlerin ETH. Pfr. Simon Bossard (Liturgie), Matias Lanz (Orgel).

So, 1. August, 9.30 Uhr
Kirche Veltheim, Winterthur

Ökumenischer Gottesdienst

Festrede von Ralph Kunz, Theologieprofessor. Gottesdienst mit Pastoralassistentin Heidi Kallenbach, Pastor David Morf, Pfr. Daniel Eschmann. Fresh Up Band (Leitung: Barbara Meldau).

So, 1. August, 10.15 Uhr
Festzelt am See, Meilen

Im Rahmen der 1.-August-Feier Meilen

Sommertagesdienst

«Begehren oder die Kraft des Eros». Von einem Liebeslied der Bibel und Erfahrungen der Mystikerinnen und Mystiker. Pfrn. Verena Mühlethaler (Predigt, Liturgie), Sacha Rüegg (Musik).

So, 8. August, 10 Uhr
Citykirche Offener St. Jakob, Zürich

Politischer Abendgottesdienst

«Von Tomatenpflücker*innen, Willkür und Widerstand am Tellerrand». Bibel-Teilen mit dem Team des politischen Abendgottesdienstes.

Fr, 13. August, 18.30 Uhr
Wasserkirche, Zürich

Festgottesdienst

«Vertrauen und wagen». 50-Jahr-Jubiläum der Kirche Wil. Pfr. Daniel Schaltegger (Predigt, Liturgie), Projektchor, Yun Zaubmayr (Orgel). Mit Apéro riche.

So, 22. August, 10 Uhr
Kirche im Wil, Dübendorf

Anmeldung bis 20.8.: 044 801 10 10
sekretariat@rez.ch, www.rez.ch

Freitagsvesper

«Singet Gott, Gott Sabaoth» und «Min Herr und min Gott» von Kurt Meier. Zürcher Kantorei zu Predigern, Johannes Günther (Leitung), Jürg Brunner (Orgel), Thomas Münch (Liturgie).

Fr, 27. August, 18.30 Uhr
Predigerkirche, Zürich

Begegnung

Treff für stellenlose Fach- und Führungskräfte

Networking, moderierte Diskussionen, Fachreferate, spirituelle Impulse.

jeden Dienstag, auch in den Ferien
Zoom-Videokonferenz

Susanne Keller, 079 374 59 04, Anmeldung: info@selbsthilfe-zuerich.ch

Gelateria auf der Piazza

Feine Glacécreationen und Getränke zu moderaten Preisen, Festbänke und Sonnenschirme stehen bereit.

Sa, 7./21. August, 18–21 Uhr
Platz Thomaskirche, Zürich

Bei schlechtem Wetter im KGH

Grill ufem Chilehügel

Festbänke und Grill stehen bereit, Getränke und Glacé kann man im Bistro kaufen, alles Weitere selber mitbringen.

Fr, 13./27. August, 18–22 Uhr
Chilehügel, Pfarrhausstr. 21, Zürich-Altstetten

Sommerkino

«Mrs. Doubtfire» (USA 1993), Komödie über eine Nanny der besonderen Art.

Sa, 21. August, 20.30–22.15 Uhr
Garten KGH Wülflingen, Winterthur

Ab 19 Uhr Würste vom Grill, Anmeldung nötig: 052 223 17 84, daniela.brelaz@reformiert-winterthur.ch

Grossmünster-Gespräch «Persönlich»

Pfr. Christoph Sigrist unterhält sich mit SP-Nationalrätin Jacqueline Badran über Gott und die Welt.

Mi, 1. September, 18.30 Uhr
Grossmünster, Zürich

Anmeldung: www.grossmuenster.ch/freundeskreis

Singwochenende

An einem Wochenende ein Programm einstudieren und im Gottesdienst aufführen. Projektchor Johanneskantorei, Marco Amherd (Leitung).

3.–5. September
LimmatHall, Zürich

– Fr, 3.9., 19–21.30 Uhr

– Sa, 4.9., 10–12.30 Uhr und 14–16 Uhr

– So, 5.9., 9.30 Uhr Hauptprobe, 11 Uhr Musikgottesdienst

Anmeldung bis 27.8.: marco.amherd@reformiert-zuerich.ch

www.johannes-kirche.ch/musik

Kultur

Orgel-Intermezzo

«Variationen und Fuge über ein Thema von Händel» von Johannes Brahms. Christoph Schoener, Hamburg.

Do, 5. August, 12.15–12.45 Uhr
Citykirche Offener St. Jakob, Zürich

Eintritt frei, Kollekte

Klavierkonzert

«Eine Zeitreise nach Wien». Werke von Beethoven und Schubert. Els Biesemanns (Fortepiano).

So, 8. August, 17 Uhr
Predigerkirche, Zürich

Eintritt frei, Kollekte

Konzert «Hooru»

Mit Werken von Gade, Salzmann, Dvořák. Orchestra Giovane, Marcial Holzer (Horn), Anne-Cécile Gross (Leitung).

So, 15. August, 17 Uhr
Kirche Oberstrass, Zürich

Eintritt frei, Kollekte

Konzert «Renaissance Nature»

Musik der Renaissance, Neukompositionen und Improvisationen zum Thema Natur und Maschine. Nenad Ivkovic (Orgel), Silvio Buchmeier (Saxofon).

Do, 19. August, 19.30 Uhr
ref. Kirche, Greifensee

Eintritt frei, Kollekte, Anmeldung nötig: 044 941 55 25, info@ref-greifensee.ch

Witiker Konzerte

Werke von Beethoven, Martin, Schubert. Barnabas Nagy (Violine), Bernhard Billeter (Klavier).

Sa, 28. August, 19.30 Uhr
Neue Kirche Witikon, Zürich

Eintritt: Fr. 30.–, Studierende Fr. 15.–, Vorverkauf: www.witikerkonzerte.ch

Kurzkonzert

«16 Walzer op. 39» von Johannes Brahms. Elisabeth Harringer-Pignat (Violine), Oliver Corchia (Kontrabass), Tobias Frankenreiter (Orgel).

Sa, 28. August, 11–11.20 Uhr
Stadtkirche, Winterthur

Eintritt frei, Kollekte

Musik und Wort

Werke von Händel, Bach, Mendelssohn, Schütz und anderen. Ensemble ultraschall mit Tanz, Gesang und Musik (Leitung: Julia Medugno), Pfr. Volker Bleil (Lesungen).

So, 29. August, 17.15 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis

Eintritt frei, Kollekte

Konzert «Orgel und Orchester»

Werke von Poulenc, Widor, Johannes. Stefan Schättin (Orgel), Streichorchester ad-hoc, Peter Freitag (Leitung).

So, 29. August, 19 Uhr
Kirche, Uster

Abendkasse, Eintritt Fr. 30.–, Studierende/Legi Fr. 20.–, bis 18 Jahre gratis

Orgel- und Klavierkonzert

Organist Philipp Mestrinel spielt Werke von Johann Sebastian Bach, Charles-Marie Widor und Frédéric Chopin.

So, 29. August, 19.15 Uhr
Kirche, Horgen

Eintritt frei, Kollekte

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 14/2021, S. 1

Der grüne Güggel soll bald von jedem Kirchturm krähen

Raumbedarf optimieren Gute Absicht steckt hinter dem «Grünen Güggel». Leider basiert das Programm auf relativen Zahlen und verursacht einen grossen administrativen Aufwand für Mitarbeitende und Kirchenbehörden. Langfristig effektiver wäre, wenn Kirchgemeinden sich Rechenschaft gäben über ihren Raumbedarf in 20 Jahren. Dies unter Berücksichtigung des Mitgliederbestandes, der aufgrund der heutigen Altersstruktur dann wesentlich geringer sein wird als heute. Entsprechend kleiner werden die Steuereinnahmen sein. Folgerung: Mit der bewussten Optimierung des Raumbedarfs heute und in Zukunft kann wesentlich mehr Energie absolut eingespart werden als nur mit der Anwendung technischer Neuerungen. **Werner Glatz, Hinwil**

Ein explosives Gemisch

Die Kirchen haben seit einiger Zeit ein Problem mit Mitgliederschwund. Wenn die Synode und die Redaktion von «reformiert.» nun glauben, dass dieser mit Populismus und Unterstützung extremer links-grüner Ideen gestoppt werden kann, so liegen sie kaum richtig. Wahrscheinlich trifft genau das Gegenteil ein. Sich als Sprachrohr von Extinction Rebellion oder Greta Thunberg zu betätigen, kann nicht Aufgabe der Kirche sein. Religion und Politik sind ein explosives Gemisch, und deshalb ist für die Kirche Zurückhaltung in politischen Fragen angebracht. Gäbe es nicht dringendere Gründe, um 2,5 Millionen Steuergelder auszugeben, statt Aktivismus à la «Grüner Güggel» zu betreiben? Seelsorge und die Unterstützung Armer etwa. **Thomas Heinz, Winkel**

reformiert.13/2021, S.3

Gewalt im Alltag und fehlende Empathie

Friedliche Koexistenz Wir waren vor zwei Jahren in Neue Schalom/Wahat al-Salam und waren beeindruckt von diesem Konzept. Es zeigt überzeugend, dass auch Menschen verschiedener Ethnien in Frieden zusammenleben können, wenn nicht die Politik hetzt

und Krieg anzettelt. Hier suchen Juden, Muslime und Christen gemeinsam nach Lösungen, statt sich die Köpfe einzuschlagen. Evi Guggenheim schreibt zu Recht, dass die Israeli die Stärkeren sind, aber auf unserer Reise haben wir auch erfahren, dass viele Israeli versuchen, den Palästinensern zu ihrem Recht zu verhelfen. Wenn nur überall so viel unternommen würde, um Frieden zu schaffen!

Eva Kohler, Rafz

Ihre Meinung interessiert uns. zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.zürich

Auflage: 224 026 Exemplare (WEMF)
reformiert.zürich erscheint vierzehntäglich.
Im August erscheint nur eine Ausgabe.

Herausgeber: Trägerverein reformiert.zürich, Zürich

Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

Redaktion und Verlag

Postfach, 8022 Zürich, 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Stadt Zürich: 043 322 15 30
kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen@reformiert-winterthur.ch
Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@schellenbergdruck.ch
044 953 11 80

Veranstaltungshinweise

agenda.zuerich@reformiert.info

Inserate

KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediaberater Urs Dick
071 314 04 94, u.dick@kueba.ch
Nächste Ausgabe: 27. August 2021

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Ohne Maske vom Leben erzählen

Theater Christoph Hebing zeigt Kindern und Jugendlichen die Bretter, die die Welt bedeuten. Dabei will er verletzlich und durchlässig bleiben.



Bereit, «sich zum Affen zu machen»: Christoph Hebing auf den Zuschauerrängen seines Theaters.

Foto: Ephraim Bieri

«Wer bereit ist, sich zum Affen zu machen, hat den grössten Erfolg.» Es ist einer dieser markanten Sätze von Christoph Hebing, die – aus dem Kontext gerissen – leicht effekthascherisch wirken können.

Der Kontext also: Hebing, Gründer und Leiter der Jungen Bühne Bern (JBB), 64 Jahre alt, gelernter Landschaftsgärtner, dreifacher Vater und Theatermensch aus Leidenschaft und Berufung. Aus der Theaterszene in Bern ist er kaum mehr wegzudenken; für viele Lehrkräfte die Rettung, wenn es darum geht, ein Schultheater zu inszenieren.

Was heisst also «sich zum Affen machen»? Hebing's Antwort lautet:

«Seine Verletzlichkeit zeigen, durchlässig sein.» In der Theaterarbeit bedeutet es auch: keine Klischees bedienen und sein, wie man ist.

Aus Liebe zum Theater

Schon als Jugendlicher liebte Christoph Hebing, dessen Eltern ein Kinderheim führten, das Theater. Mehr zufällig machte er eine Landschaftsgärtnerlehre, kam in Bern in Kontakt mit dem Theater 1230, schloss sich 1982 einer internationalen Theatertruppe an. Nicht zuletzt, weil er sich in die Schauspielerin Eva Kirchberg verliebt hatte.

Das Paar zog durch Frankreich und Spanien. Es war eine Zeit des

Aufbruchs: Nach der Franco-Diktatur war der Hunger nach Kultur gross. Überall schossen Theaterbauten aus dem Boden. So kamen auch Christoph Hebing und seine Partne-

Christoph Hebing, 64

Eine Art Wanderschauspieler war Christoph Hebing, bevor er 1989 in Bern sesshaft wurde. 2005 gründete er mit Eva Kirchberg die Junge Bühne Bern. Rund 250 Teilnehmende besuchen jährlich die Klubs und Kurse. Hebing wohnt mit seiner Partnerin und dem jüngsten Sohn in Muri.

rin zu ihrem ersten Theater in Katalonien. Und zwar kostenlos. «Die einzige Bedingung war, dass wir zweimal im Jahr an einem Dorffest spielten und Kinderprojekte realisierten», erzählt Hebing. Spätestens jetzt waren die Weichen fürs Kinder- und Jugendtheater gestellt.

Nichts als die Bühne

Nach zehn Jahren wurde ihm «das politische Klima in Spanien zu nationalistisch». Es war Zeit zu gehen.

Mit 100 Franken, ohne Arbeitsvertrag und ohne Wohnung zog die junge Familie – mittlerweile war Tochter Helena geboren – 1989 in die Schweiz. Mit Gelegenheitsjobs hielten sich die Eltern über Wasser,

«Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel. Was auf der Bühne passiert, ist echt.»

gaben auch Workshops. «Geldmässig wars eine Katastrophe», sagt Hebing. Doch etwas anderes als Theater kam nicht infrage. Er und Eva Kirchberg gründeten das Kinder- und Jugendtheater La Cascade mit Produktionen in der Schweiz und Deutschland, zogen zunächst mit einem Zelt herum, die Kinder Helena und Valentin im Schlepptau. «Eine wilde Zeit», sagt Hebing lachend, als glaube er es selbst kaum.

Ein gewaltiger Moment

Den Grundstein für die Junge Bühne legte seine Tochter: Sie wollte ein eigenes Stück realisieren, einen Krimi. «Die weisse Hand des Todes» wurde in einem Zelt im Familiengarten aufgeführt. Danach kamen Jugendliche zu Hebing und wollten mitspielen. Es war die Geburtsstunde des Jugendtheaterklubs, aus dem die Junge Bühne entstand.

Heute sind es vier Jugendtheaterklubs für 13- bis 26-Jährige, dazu Kindertheaterkurse und feste Ensembles. In der Pandemie blieben sie aktiv, über Zoom, später waren wieder Proben möglich. Geblieben ist Hebing der Moment, als sie das erste Mal wieder ohne Gesichtsmaske spielten. «Das war gewaltig.»

Spielen ohne Maske, das gilt auch im übertragenen Sinn: «Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel», betont Hebing. Was auf der Bühne passiere, sei echt. Die Stücke erzählten von Dingen, «die das Leben betreffen». Astrid Tomaczak

Gretchenfrage

Hanna Scheuring, Theaterleiterin:

«Die Liebe ist ja in allen Religionen der Boden»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Scheuring?

Religion begleitet und interessiert mich mein ganzes Leben lang. Ich bin das ganze Leben am Forschen.

Sie waren als Jugendliche Mitglied einer evangelikalen Freikirche.

Mit 13 engagierte ich mich in der Bewegung des Evangelisten Wilhelm Pahls. Ich wurde im Luzernischen in einem riesigen Zelt bekehrt. Meine Eltern erschrakten damals sehr. Von dieser Gemeinschaft fühlte ich mich getragen. Später trat ich wieder aus, weil es mir zu eng wurde und mich viele andere Wege auch interessierten. Da begann meine Zeit des Forschens, auf verschiedensten Pfaden der unterschiedlichen Religionen und spirituellen Wegen, die bis heute andauert.

Wo stehen Sie auf diesen Wegen?

Ich weiss es mit dem Älterwerden immer weniger. Etwas stärkt sich, was man den Glauben an die Liebe nennen könnte. Die Liebe ist ja im Endeffekt in allen Religionen der Grund und Boden. Aber woher alles kommt und wohin es führt, ist mir immer weniger klar. Was etwa nach dem Tod kommt, ist auch unwichtiger geworden. Wichtig ist eher: Was ist jetzt?

Im Bernhard-Theater haben Sie das Format «Heiliger Bernhard» initiiert. Was ist ein «heiter-philosophisch spiritueller Stammtisch»?

Das Theater entsprang ja im Prinzip den religiösen Riten, jedenfalls bei den Griechen. Religion und Theater gehörten zusammen. Heute ist alles wie in unterschiedliche Kästchen versorgt: In der Kirche denkt man über den Sinn des Lebens nach, im Theater unterhält man sich, in einem Seminar diskutiert man philosophische Abhandlungen. Wir wollen diese Kästchen ein bisschen aufbrechen und es möglich machen, in einer Theater-Atmosphäre über spirituelle Themen zu reden. Das ist ein spielerischer Weg, wieder neue Zugänge zu öffnen, Grenzen aufzuheben – auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Religionen.

Interview: Thomas Illi

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Da boten mir drei Leute eine Maske an»

«Normalerweise fahre ich immer mit dem Fahrrad zur Schule, und in der Pandemie hat sich das zusätzlich bewährt. Wegen des schlechten Wetters musste ich in den vergangenen Monaten dann aber doch ein paarmal den ÖV benutzen. An einem regnerischen Tag stand ich gerade an der Tramhaltestelle, als ich merkte, dass ich meine Maske vergessen hatte. Nervös wühlte ich in meiner Tasche, in der Hoffnung, doch noch eine Maske zu finden. Und da passierte es: Drei Personen kamen praktisch gleichzeitig auf mich

zu und boten an, mir mit einer Maske auszuhelfen. Am nächsten Tag packte ich gleich mehrere Masken ein, um sicherzugehen. Und kaum stehe ich an der Haltestelle, sehe ich, wie eine Frau verzweifelt ihre Tasche durchsucht. Da konnte ich gleich etwas von der Solidarität, die mir am Vortag zugutegekommen war, weitergeben. Das hat mir vor allem eins gezeigt: Die Pandemie hat vielleicht über Monate hinweg unser Sozialleben geschwächt. Aber gewisse Grundwerte wie die Hilfsbereitschaft sind trotzdem geblieben.» Aufgezeichnet: ck

Lisa Berger, 15, ist Schülerin an der Kantonsschule Enge in Zürich.
reformiert.info/mutmacher



Hanna Scheuring spielte einst in der Sitcom «Fascht e Familie» und leitet heute das Bernhard-Theater. Foto: zvg